

Fritz Wartenweiler

# Drei Helfer

Frank Buchman - Père Pire - John Boyd Orr

Frank Buchman



Père Pire



## FRANK BUCHMAN

Anfangs der dreißiger Jahre träumten viele von Abrüstung. Nicht an ihr Ziel gelangte trotzdem die von fast allen Staaten beschickte Abrüstungskonferenz 1932/33. Schuld am Mißlingen trug das 1918 von den Siegern entwaffnete Deutschland, das sich gerade in jenen Monaten in einen «Führerstaat» verwandelte, sowie die in sich gespaltene Welt der Sieger, die sich 1920 die Verpflichtung auferlegt hatten, ihrerseits die Waffen niederzulegen, – wenigstens in dem Maße, wie es den Staaten die «nationale Sicherheit» gestatten würde. Bei dem wachsenden gegenseitigen Mißtrauen gelang es nicht, dieses «Maß» zu finden. Deswegen wiederholt seit 1934 die Welt vom Gegenwort «Aufrüstung».

Um seinen Widerwillen gegen eine Welt von Friede und Recht zu bemänteln, hatte Kaiser Wilhelm II. um 1900 seine Europaerschreckenden Maßnahmen zur Erhöhung der Schlagkraft in den stolzen Satz gehüllt: «Die beste Garantie für den Frieden ist mein scharf-geschliffenes Schwert.» Damit hatte er 1899 die Erste Friedenskonferenz von Den Haag zum Scheitern verurteilt, nach dem Urteil des jüngsten Teilnehmers, des Schweizers Max Huber, zur heimlichen Genugtuung der übrigen Großmächte. Hätte der Kaiser nicht so mit dem Säbel gerasselt, hätten sie ihre eigene Abneigung gegenüber dem Ruf «Die Waffen nieder» selbst aussprechen müssen. Dabei wußte schon 1899 jeder Eingeweihte, was 1934 die Spatzen von den Dächern piffen: für den modernen Krieg genügt die vorzüglichste militärische Rüstung nicht. Mindestens so wichtig ist die wirtschaftliche Aufrüstung, die Bereitstellung der Güter und Kräfte, die während eines Krieges für Heer und Volk unerlässlich sind. Wer etwas tiefer sah, rief nach «geistiger Landesverteidigung». Darunter verstanden viele, meist recht dilettantisch, was andere kurz darauf wissenschaftlich-genau erforschten und «betrieben»: die «psychologische Kriegsführung».

Mitten im Lärm der stampfenden Bataillone machte 1938 ein

F. Buchman

merkwürdiger Amerikaner im deutschen Schwarzwald (Freudenstadt) einen besinnlichen Spaziergang. Zwölf Jahre später erzählt er davon: «Die Welt stand am Rande des Chaos. Genau wie heute sehnte sich jedermann nach Frieden – und rüstete sich zum Krieg. Als ich durch diese stillen Wälder schritt, kam mir immer wieder ein Gedanke: ‚Moralische und geistige Aufrüstung, moralische und geistige Aufrüstung. Die nächste große geistige Bewegung in der Welt wird eine moralische Aufrüstung aller Völker sein.‘»

Der Mann, der diese Stimme hörte, Frank Buchman, hatte am Anfang seines Wirkens eher an das Leben der Einzelnen als an das der Völker gedacht. Doch hatte er schon in frühen Jahren mehr von der «Welt» gesehen als viele. Während des Ersten Weltkrieges hatte er – mit 37 bis 40 Jahren – Menschen zu Freuden gewonnen, die zu hohem Tun berufen waren: in der reichsten Kolonie Englands (Indien) Gandhi, der eben von seinem zwanzigjährigen denkwürdigen Kampf für die Rechte der Inder in Südafrika heimgekehrt war; im schlafenden Riesen-China: Sun-Yat-Sen, den Erschütterer des tausendjährigen Kaiserreichs; im eben zur Großmacht aufsteigenden Japan Schibusawa, den Begründer der japanischen Industrie. . . Später hatte er einer Anzahl europäischer Staatsmänner und Politiker Eindruck gemacht. Der norwegische Ministerpräsident, C. J. Hambro, hatte ihn während der Verhandlungen des Völkerbundes in Genf kennengelernt und 1934 eingeladen, mit dreißig seiner Freunde nach Norwegen zu kommen. Vier Jahre später präsierte Hambro die – letzte – Völkerbundsversammlung. Bei einem Essen, an dem Diplomaten aus 53 Ländern teilnahmen, stellte er Buchman und einige Gefährten seinen Kollegen vor: «Wir haben den Eindruck, daß diesen Menschen Grundlegendes gelungen ist, wo wir versagt haben. Sie haben eine Kampfgemeinschaft von Männern und Frauen ohne Ansehen der Nationalität und politischen Überzeugung geschaffen; sie haben jenen aufbauenden Frieden verwirklicht, den wir jahrelang vergeblich gesucht haben. . . Während es uns nicht gelungen ist, die Politik zu ändern, gelang es ihnen, Menschen zu ändern, indem sie ihnen eine neue Art zu leben vermittelten.»

Frank Buchman, 1878 geboren, hat sich früh vorgenommen, Menschen zu Gott zu führen. Als erste Gemeinde hatte sich der

junge Pfarrer eine mit ausgesuchten Schwierigkeiten erwählt. Darin war für die Wohlhabenderen gesorgt. So kümmerte er sich um die weniger-gut-Gestellten. Bewegt von der Verwahrlosung vieler Knaben in seiner Umgebung hatte er sich (wie Pater Flanagan) – dieser Opfer des alles-beherrschenden «business» (Geschäftslebens) angenommen. Aus Liebe zu seinen Buben kam er in Widerstreit mit den Männern, die im Namen einer Gesellschaft die Aufsicht über das Heim führten. In einer finanziell gedrückten Lage wollten sie ihren Zöglingen den Brotkorb höherhängen. Das empfand er als «Sparen am falschen Ort». Ein Wort gab das andere. Buchman schied im Groll, mit gehässigen Äußerungen. Wohl suchte er Abstand von den Mißliebigkeiten auf einer langen Reise. Ruhe aber fand er nicht. Ständig riß es ihn hin und her: Empörung über die Andern, Vorwürfe an sich selbst. – Doch wußte er nicht, wie er seiner Bitterkeit Herr werden sollte. – Ein seltsames Erlebnis wies ihm den Weg. An einer Tagung im englischen Dorf Keswick hörte er vor fast leeren Bänken eine Frau reden: «Durch sie wurde mir die Bedeutung des Kreuzes Christi klar. . . Eine Lehre, die ich von klein auf kannte; an die meine Kirche glaubte; die ich immer gelehrt hatte, wurde an diesem Tag für mich lebendige Wirklichkeit. Mit innerem Zwiespalt, erfüllt von Hochmut, Eigenliebe und Groll hatte ich die kleine Kirche betreten. Die schlichten Worte machten mir das Kreuz lebendig. – Plötzlich dachte ich an diese sechs Herren vom Vorstand. Der siebente, ‚unschuldige‘, war ich! . . . Unverzüglich schrieb ich ihnen, wie ich am Fuße des Kreuzes nur an meine eigene Sünde denken konnte.» – Das war die erste «Änderung», der Vorläufer von unzähligen. 51 Jahre später jubelt er: «Dann kam in mein Leben das lebendige Bewußtsein, die Ver-söhnung erlebt zu haben und auf alle meine Schwierigkeiten und Sünden die volle Antwort zu besitzen. Als ein neuer Mensch ver-ließ ich diesen Ort. . . Es war wie Nacht und Tag. . . Das brachte mein Leben in Ordnung. Ich war derjenige, der anfangen mußte.»

Mit dreißig Jahren also wußte Frank, was er zu tun hatte. Wie er einige Zeit darauf am «State College» von Pennsylvania zu wirken begann, fand er dort eine Sauferei ohnegleichen vor. Bald sah er, daß drei Männer für die ganze Unordnung verantwortlich waren. Ihnen teilte er seine kostbare Erfahrung mit. Sie «änder-

ten» sich, – und das College mit ihnen. Um die Studenten richtig zu betreuen, nahm Frank sich jedes Einzelnen an. Die Geschäftigkeit, die sich daraus ergab, drohte ihm die Stille zu rauben, in der er auf Gott lauschte. Deswegen schuf er sich eine Gewohnheit, die später für viele seiner Freunde Bedeutung erhielt: «in der Stunde von 5–6 Uhr morgens in der das Klingeln der Telephone nicht zu befürchten war, auf die leise, feine Stimme zu horchen. Gott sagte mir, was ich tun sollte, und ich schrieb es auf. Das Aufschreiben ist keine besondere Tugend; aber ich habe ein unzuverlässiges Gedächtnis. . . Die Chinesen haben ein Sprichwort: ‚Das stärkste Gedächtnis ist schwächer als die blasseste Tinte.‘»

Damals begann Buchman, seine Handlungen an den vier Maßstäben zu messen, die er bei Christus entdeckt hatte: Ehrlichkeit, Reinheit, Selbstlosigkeit und Liebe. Diese «vier Absoluten» erregen viel Anstoß. «Solch absolute Haltung ist unmöglich», betonen Gegner wie auch wohlwollende Außenstehende. Buchman erwidert: «Ein Maßstab, der nicht absolut ist, ist kein Maßstab.» – Er jedenfalls zog die entsprechenden Konsequenzen: um seinen Studenten zu helfen, auf ihre Völlerei zu verzichten, rührte er selbst keinen Tropfen Alkohol mehr an. Um ihnen die Befreiung von andern Lastern wie Kettenrauchen zu ermöglichen, mied er jeglichen Tabakgenuß. Keine starre Regeln! Keine Fesseln! Doch erfuhr er tausendmal: «Wer sich Gott übergeben hat, ist befreit von verhehrenden Leidenschaften wie von kleinen Lastern.»

Wie Buchman weiter auf die «feine, leise, innere Stimme» lauscht, hört er *einen* Ruf nach dem andern. Auf einer Eisenbahnfahrt in Kanada 1912 erhellt ihn plötzlich eine innere Schau: «Jede echte Glaubenserfahrung bringt eine tiefe sittliche Änderung mit sich.»

Neun Jahre später, im Alter von 43 Jahren, gibt Buchman seine letzte «Stellung» auf, eine befriedigende, wohlbezahlte Stelle an einer Universität von Neu-England. Auf einer Eisenbahnfahrt hört er im Rhythmus der Räder immer wieder das *eine* Wort: «Rücktritt, Rücktritt!» Das bedeutet für ihn: «Geh hinaus auf das unsichere tiefe Meer!» Er gehorcht. Wieder treibt es ihn nach England. Dort überwältigt ihn der Gedanke an die ungeheuerliche Weltnot, «die vom Krieg gesteigerten Leidenschaften des Hasses

und der Angst, die Flucht vor Gott, das leichtsinnige Tändeln mit dem Zweifel. . . » und schlagartig steht es klar vor ihm: «Du wirst gebraucht werden, um die Welt neu aufzubauen.»

Einer Einladung in die Universitätsstadt Cambridge folgt eine andere nach Oxford. Dort trifft er – 1921! – junge Männer, die der Krieg aus dem Gewohnten herausgerissen hatte. Wie anders ihre Lage und Haltung als die der Studenten je vorher! Mit zwanzig und weniger Jahren hatten sie mehr «Unmögliches» gesehen als ihre Väter während ihres ganzen Lebens. Als Spione, Soldaten und Offiziere hatten sie sich vier, fünf Jahre anderen Dingen gewidmet als der Vorbereitung auf ein fruchtbares Wirken in Familie und Beruf, Wissenschaft oder Staat. Nachdem sie in der unerbittlichen Zucht von Militär und Not gestanden, machten sich jetzt – wer begriff das nicht? – Zügellosigkeit breit, Ziellosigkeit, Überzeugungslosigkeit, Ratlosigkeit. . . Einige dieser sonderbaren Studenten spürten die Hohlheit ihres Treibens. Wo der Ausweg?

Da trat Buchman in ihr Leben. Nachdem sie eines Abends stundenlang Probleme gewälzt hatten, baten sie ihren Gast um seine Ansicht. Anstatt im Jargon der Schulphilosophie sprach der Amerikaner im Tone des «Mannes auf der Straße». Von seinen Erfahrungen erzählte er: «Jeder denkt, der Andere müsse sich ändern. . . Aber niemand beginnt; jeder erwartet, daß der Andere beginnt.» Im Anschluß daran rief er die Jungen auf zur edelsten Arbeit: eine neue Welt zu erschaffen in der Bereitschaft, sich zu ändern, zu vereinigen und gemeinsam die Flut des Materialismus zu bekämpfen, die über alle Kontinente hinwegte.

Diese ungewohnte Unmittelbarkeit rief die Wende hervor bei vielen, die von Krieg und Nachkrieg noch nicht ganz zermürbt waren. So erhielt ihr Leben das Beste: Sinn und Aufgabe. – Bezeichnend ist die Art, wie ein fanatischer Gottesleugner sich wandelte. Mit seiner glänzenden Begabung hatte er sich in den Kampf gegen den Gottesglauben gestürzt. Nach öffentlichen Vorlesungen und Diskussionen mit bekannten Theologen ließ er seine Zuhörer durch Handaufheben bezeugen, wem sie rechtgaben. – Sobald dieser Streiter von Buchman hörte, lud er ihn zu sich ein. Beim Kaffee bewies er ihm den Irrtum seines Glaubens an den Heiligen Geist. Buchman schalt nicht, widerlegte nicht. Er lauschte, lauschte

und schwieg. «Sagen Sie doch, was Sie von mir denken!» Mit diesen Worten gab der Eiferer dem Menschenkenner die Möglichkeit, ihm klaren Wein einzuschenken: «Sie sind unglücklich. Sie haben ein sehr unbefriedigendes Familienleben. Sie leiden unter einer unreinen Gewohnheit.» Das Erste gab der Atheist zu. Das Zweite verstärkte er durch den Ausruf: «Ich hasse meinen Vater – schon seit meiner Kindheit.» Das Dritte erklärte er als Lüge – um kurz darauf zu bekennen, daß er eben gelogen. Er ist überwunden, erfährt die Gegenwart Gottes, zerreißt die Manuskripte seines Werkes *gegen* und kämpft fortan *für* Gott.

Von Oxford breitet sich das Feuer aus, über England, Irland, Kanada, Europa. Frank steht nicht mehr allein. Er hat Notwendigkeit und Zauber der Arbeit in kleinen Gruppen entdeckt. Sobald sich einer unter seinem Einfluß «geändert» hat, beginnt er, an und mit andern zu arbeiten. Buchman lehrt seine Gefährten, in Gruppen während «stillen Zeiten» gemeinsam auf Gott zu lauschen und das, was sie gehört haben, miteinander «zu teilen». Überall setzen die Gruppen, die er in Bewegung gesetzt hat, andere in Bewegung.

1928/29 ergreift der Brand Südafrika. Diese Ausweitung gewinnt eine doppelte Bedeutung, eine äußere und eine innere. Die äußere: in Südafrika erhalten die Gruppen der Lebensänderer die Bezeichnung «Oxford-Gruppen». – Die innere: vom Persönlichen zum Allgemeinen, auch zum Politischen! In Südafrika trennte der Rassen-Kampf nicht nur Schwarz und Weiß voneinander, sondern auch die verschiedenen Gruppen von Weißen, je nach Einstellung und Abstammung.

Die «Afrikaans»-sprechenden «Buren» holländischer Herkunft und die englischredenden Nachkommen aus dem Vereinigten Königreich trieben ihren Haß soweit, daß sie sich weigerten, im Verkehr mit ihren Gegnern deren Sprache anzuwenden, trotzdem sie diese beherrschten. Daß ein Professor sich «geändert» hatte, bewies er – zur grenzenlosen Verwunderung aller – dadurch, daß er in öffentlicher Versammlung englisch sprach. Der Erfolg? Solange er sich auf sein Afrikaans versteift hatte, war es ihm nicht gelungen, einen einzigen Englisch-Sprechenden von der Güte des Burenstandpunktes zu überzeugen. Nach der genannten Versamm-

lung näherten sich ihm verschiedene seiner Gegner mit der Erklärung: «Jetzt werden wir Afrikaans lernen.» – Für jedes Land, in dem die Bewegung Fußfaßte, empfing Buchman seine eigene Parole. Auf der ersten Reise nach Norwegen (1934) kam ihm während der Stille der Gedanke: «Norwegen für Christus entflammt!» – Zur ersten «Versammlung», für die seine Freunde zehn Tage in Aussicht genommen hatten, erschienen statt der hundert Eingeladenen ihrer mehr als tausend. Ein Schriftsteller, weitbekannt als Gottesleugner, «brachte zwei Flaschen Whisky und einen Roman mit. Er hat nie Zeit gefunden, den Roman zu lesen; den Whisky hat er vergessen.» Nach den zehn Tagen «hat er das bedeutendste Buch seines Lebens geschrieben ‚Eine christliche Weltrevolution‘.» – Ein bekannter Redaktor hatte – im Streit um Grönland – den Nachbarn im Süden verletzt. Dieser «Dänenhasser» hat sich im beleidigten Land deswegen öffentlich entschuldigt. – Im Rückblick schrieb eine führende norwegische Zeitung: «Eine Handvoll Ausländer, die weder unsere Sprache sprachen, noch unsere Lebensart und Sitte kannten, kamen. . . Einige Tage später sprach das ganze Land von Gott; zwei Monate nachher hat sich das geistige Gesicht unseres Volkes entscheidend verändert.» – Scharfe Beobachter waren überzeugt, daß der Grund des norwegischen Widerstandes sechs Jahre später durch die «Gruppe» gelegt wurde.

Bald darauf wandte sich Buchman an die benachbarten Dänen: «Wir halten es für selbstverständlich, daß die Stimme eines Mannes über den Rundfunk bis an die äußersten Enden der Erde dringt – weshalb nicht auch die Stimme des lebendigen Gottes als wirkende schöpferische Kraft in jeder Familie, in jedem Betrieb und in jedem Parlament?»

«Der Heilige Geist ist auch heute die beste Informationsquelle der Welt. Er hat den Schlüssel zu jedem Problem. Überall, wo Menschen willig sind, lehrt er sie, wie sie leben sollen. . . Jedermann kann Botschaften Gottes empfangen, wenn er sein Empfangsgerät offenhält. . . Wir brauchen eine geistige Autorität, die von jedermann überall anerkannt wird. Nur so kann aus dem Chaos der nationalen und internationalen Fragen Ordnung entstehen. – Soll dies Wunder geschehen, muß ein Volk vorangehen: Ein Volk muß eine neue Elite hervorbringen, die frei von der

Sklaverei der Furcht über den Ehrgeiz hinauswächst und immer neu bereit ist, der Führung des Heiligen Geistes zu folgen. Solch ein Volk wird im Innern Frieden haben und in der Völkerfamilie Frieden stiften. Wird es *Ihr* Volk sein?» – Die «Führung» Buchmans für jene Tage war: «Dänemark erschüttert; Dänemark erschüttert!» Unserm Volk sagte er kurz darauf: «Ich sehe die Schweiz als Propheten unter den Völkern und als Friedensstifter in der Völkerfamilie. Ich sehe, wie persönliche Verantwortung Einzelner, ein lebendiges Christentum, zur lenkenden Kraft im Staate wird. . . Ich sehe, wie Schweizer Geschäftsleute den Führern der Weltwirtschaft zeigen, daß göttliche Führung die einzige praktische Politik ist. . . »

1936 ruft Buchman seinem eigenen Volke zu: «Amerika erwache!» Am Rundfunk erläutert er den Sinn der «Oxfordgruppe». Sie ist eine christliche Revolution zur Erneuerung der Welt. Die Grundprobleme von heute sind Unehrllichkeit, Selbstsucht und Angst, – in Menschen, darum auch in Nationen. – Wie können wir auf Frieden im Volk und zwischen den Völkern hoffen, solange in zahllosen Familien Streit herrscht? – Gesetzgebung ist kein Ersatz für Charakter. . . »

Zwar hat die «Oxfordgruppe» im banalen Sinn «nichts mit Politik zu schaffen». In der Tiefe dagegen hat sie «alles mit Politik zu tun; denn sie ist eine Revolution in jeder Politik, weil Gott nicht nur das Programm, sondern auch die Politiker führt». – «Zurück zu Gott, vorwärts zu einer neuen Weltordnung!»

An der Britischen Industriemesse von Birmingham wandte sich Buchman mit Menschen aus allen Schichten – an die Engländer: «Heute spricht man überall von der Notwendigkeit eines neuen Erwachens der Moral und des Geistes. *Wie* aber kommt solches Erwachen zustande? – Wenn wir nicht wissen wie, wird Gott es uns zeigen, falls wir willig sind. Wenn der Mensch horcht, spricht Gott. Wenn der Mensch gehorcht, handelt Gott.»

Die unmittelbare Gefahr eines Zweiten Weltkrieges zwingt Buchman dazu, der weltpolitischen Lage in ausgedrückten Worten zu gedenken (Seite 114). Das ist keine Wandlung im Grunde und im Ganzen. Wie die «Oxfordgruppe» beginnt auch die «Moralische Aufrüstung» alles und jedes im innersten Kern menschlichen Ge-

schehens. – Wenn wir an diese Dinge denken, leitet uns das Gott-helfwort: «Im Hause muß beginnen, was leuchten soll im Vaterland.» Dabei ist uns bewußt, daß Gotthelf nicht beim Haus anfängt; stets geht er den Weg vom Haus zum Herzen, vom Herzen zu Gott.

Die äußern Ereignisse aber nahmen die Menschen so gefangen, daß Buchman seit 1938 bewußter als vorher in seinen Entschlüssen und Anweisungen darauf bezugnehmen muß.

Unterdessen ist die Bewegung über alle Länder und Erdteile hingegangen. Deswegen empfinden viele «Geänderte» das Bedürfnis, sich nicht nur im nationalen, sondern auch im internationalen Raum zu versammeln. Während die Regierung in London Gasmasken an die Bevölkerung verteilt und im Hydepark bei Scheinwerferlicht Luftschutzgräben ausheben läßt, fragt Buchman an der ersten «Weltkonferenz für Moralische Aufrüstung» in Interlaken (September 1938) nach der «Antwort auf diese negative Wolke, die über ganz Europa hängt». Sie ist zu finden in der Heranbildung der Menschen, «die den gerechten und dauerhaften Frieden . . . aufbauen können. Die Welt steht am Scheideweg. Sie hat die Wahl zwischen Gottes Führung und Kanonen. Wir müssen auf Führung horchen, oder wir werden Kanonen hören.» Ohne «das tägliche Wollen jedes Menschen unter Gottes Herrschaft» verkümmert das Volk, verkümmern die Völker . . . Es muß einen Plan geben, der den Krankheiten der Welt gewachsen ist. Und wenn Gott einen Plan hat, dann hat er auch die von ihm zubereiteten Werkzeuge.»

Die Luft ist voll von Kriegsangst (München 1938). Vielen jungen Männern, die plötzlich in ihre militärischen Einheiten zurück-eilen, gibt Buchman die Überzeugung mit auf den Weg: «Die Kraft Gottes ist immer noch die stärkste Macht in der Welt.» – Die Teilnehmer, die bis zum Schluß bleiben können, haben auf dem Heimweg die Frage zu erdauern: «Wo sind die Menschen in jedem Land, die sich erheben und die Herrschaft des lebendigen Gottes annehmen; die für ihr Volk kämpfen, indem sie sich heute noch unter den König aller Könige einreihen und den brennenden Hunger der Menschheit nach Frieden und einer neuen Welt stillen?»

Am Waffenstillstandstag 1938 gedenkt Buchman still seines Bru-

ders, der in Frankreich ruht. Allen, die an diesem Tag in zwei Minuten des Schweigens an den 11. November 1918 sinnen, möchte er helfen, diese kurze, manchen eher peinliche Zeit mit dem richtigen Inhalt zu füllen: «Nicht trauern, horchen!» – «Wollen wir nicht endlich in diesen stillen Minuten als Volk den hohen Entschluß fassen, in dieser Stille um jeden Preis den Schlüssel zu einem dauernden Frieden zu finden? . . . So kann die Stille zur lenkenden Instanz von Menschen und Völkern werden. Denn Führung kommt in der Stille.»

In einer Sendung der BBC (November 1938) erzählt Buchman wie von Roosevelt, so auch von einfachen Arbeitersleuten in Ost-London, die mitten in der gefährvollen Zeit fortfahren, an ihrer «Änderung» zu arbeiten wie an der aller Menschen um sie her. Dort beginnen zehnjährige Buben zu begreifen: «Wenn der Krieg in der Welt aufhören soll, muß der Krieg zuhause aufhören.» Während sich der Krieg zwischen Diktaturen und Demokratien auf Erden zuspitzt, behalten sich viele «glühende Verfechter der Demokratie» das Recht vor, «daheim Diktatoren zu sein!»

Ihre zweite Weltkonferenz haben die Freunde der MRA nach Kalifornien einberufen. Buchman eröffnet sie am 22. Juli 1939 mit der Feststellung: «Wir schlagen jetzt die größte Schlacht aller Zeiten in diesem Weltkrieg gegen die Selbstsucht. Wir müssen dafür neue Waffen schmieden. . . Die Waffen unserer Staatsführung sehen wie Überbleibsel aus der Waffenkammer eines ruhmreichen Vorfahren aus; heute sind sie veraltet. Wir brauchen die überlegenen Kräfte der geistigen Rüstung.» – Es gab Leute, die Buchmans Freunden vorwarfen, sie hätten mit den Nazi geliebäugelt. Der Haß der Gestapo gegen die MRA bietet wohl die deutlichste Widerlegung dieser Anschuldigung. Allerdings: mit den Wölfen geheult hat Buchman nicht, auch nicht mit den «demokratischen». Das haben ihm damals viele als Verrat ausgelegt. – Den Schlüssel zur verhängnisvollen Lage findet er nicht nur an *einem* Ort. Keineswegs sieht er in Hitler den Einzigen, der an Krieg und Krise schuld ist: «Die Krise zeigt unser Versagen. . . Wir selbst sind die Ursache. Die Art, wie jedes Volk und jeder Einzelne von uns gelebt hat, brachte uns dahin, wo wir jetzt stehen. Das Versagen liegt nicht bei *einem* Volk, sondern bei allen. Denn in jedem Volk

sind die Kräfte am Werk, die Bitterkeit, Uneinigkeit und Zerstörung schaffen. Völker wie Einzelne sind blind für ihre eigenen Fehler und zeigen gleichzeitig mit Fingern aufeinander. . . Wir wollten Frieden; aber wir haben noch nie den Preis für den Frieden bezahlt, den Preis, im Angesicht Gottes zu erkennen, wo wir und unsere Völker im Unrecht waren. . . »

Das wird anders werden, wenn wir erfassen, was wir zu tun haben. «Länder werden sich ehrlich entschuldigen und begangenes Unrecht wiedergutmachen, wenn die Bevölkerung dieser Länder eine solche Außenpolitik fordert. Jeder kann sofort damit anfangen. . . anfangen, eine Welt zu bauen, die frei ist von Haß, Angst und Gier. Das Opfer, das wir für einen dauernden Frieden bringen müssen, ist nichts im Vergleich zu dem Opfer, das der Krieg fordert. . . Die sicherste Verteidigung eines Volkes liegt in der Liebe und Dankbarkeit seiner Nachbarn.»

Während des Krieges zeigt der über-sechzigjährige Buchman allen den Weg, die auf ihn hören mögen, in Sendungen, die nach allen Weltgegenden ausgestrahlt werden: «Unsere Kunst der Versöhnung hat nicht Schritt gehalten mit der Kriegskunst. Die Kunst der Zerstörung beginnt, die Kunst des Lebens zu überflügeln. . . Jeder Mann, jede Frau, jedes Kind muß sich einreihen, jedes Haus eine Festung werden.»

Um diese Sendungen richtig zu «verwerchen», bilden ergriffene Hörer Gruppen in vielen Ländern: in Großbritannien (nicht weniger als 25000), in den Britischen Dominions, in Holland, in Skandinavien. . . In Frankreich finden sich entsprechende Kreise in Städten und Dörfern, in Bauernhöfen und Fabriken zusammen. . . «Wir müssen die Kräfte des Guten für einen großen, positiven, konstruktiven Vormarsch sammeln. Der Geist, der sich weigert, zu hassen, wenn Menschen voll Haß sind. Der Geist, der gerecht ist, wenn andere ungerecht sind. Der Geist, der selbstlos ist, wenn andere selbstsüchtig sind. Das sind die Menschen, die der Friedefürst gebrauchen kann, um Frieden zu schaffen.» – «Der Materialismus ist unser größter Feind. Er ist der ‚ismus‘, den wir in erster Linie bekämpfen und besiegen müssen.» – «Unsere augenblickliche politische Linie heißt: ‚Hinaus mit jedem, mit dem wir nicht gleicher Meinung sind!‘ Die Linie der Moralischen Auf-

rüstung heißt: ‚Wir ändern uns alle und finden eine neue Ebene der Zusammenarbeit.‘ William Penn sagte: ‚Die Menschen müssen von Gott regiert werden, oder sie werden von Tyrannen beherrscht.‘»

«Ein horchendes Volk ist ein gesichertes Volk. Die einzig-wahre Sicherheit ist Gottes Macht, die durch Menschen wirkt, die ihm gehorchen.» – Im Ringen auf Leben und Tod um die richtige Staatsform weist Buchman hin auf die menschlichen Faktoren, die der staatsbürgerlichen Haltung zugrundeliegen müssen, soll sie menschlich sein: «Moralische Aufrüstung bringt die Eigenschaften hervor, die eine Demokratie arbeitsfähig machen. Sie ist einfach, nicht parteigebunden, nicht sektiererisch, nicht politisch. Sie gibt jedem Menschen die innere Disziplin, die er braucht, und die innere Freiheit, die er ersehnt. . . »

Amerika als «Arsenal für die Demokratie»! Amerika an der Seite Englands und Rußlands im Kampf gegen die Diktaturen! – Buchman leidet darunter, daß sein Staat zwar Waffen schmiedet und selbst Waffen ergreift, aber nicht daran denkt, ernstzumachen mit dem, was er verkündet. Der aufmerksame Beobachter sieht Unehrlichkeit auf Schritt und Tritt: «Schiebungen und schwarzer Markt halten eine Menge Leute ständig in Atem. . . Früher legte niemand ein gutes Wort ein für die Unehrlichkeit; heute scheint der erfolgreiche Gauner gefragt zu sein.» In den Rüstungsbetrieben ist «die Unreinheit so allgemein geworden, daß sie unter den Arbeitern regelrecht organisiert wird. . . Zu wenige versuchen, eine große reinigende Kraft in unser Volk hineinzutragen. Was wird mit einem Volk geschehen, dem niemand mehr Heilung bringt? Zerbrochene Ehen, haltlose Kinder, zerfallende Kultur: Brutstätte der Revolution!»

Unter diesen Umständen wendet sich Buchman mit Freunden der Aufgabe zu, die sie fortan in steigendem Maße beschäftigt, der «Schulung» von Menschen, die dem Kommunismus wie dem Faschismus und jeder Art von Materialismus entgegentreten.

Eines der Mittel, um alle Welt für Ehrlichkeit, Reinheit, Selbstlosigkeit und Liebe zu gewinnen, wird das Theater (und der Film). Da ist es nicht mehr der Einzelne, auch nicht eine endlose Reihe von Einzelnen, die Zeugnis ablegen oder Überzeugungen aus-

sprechen. Eine größere Schar wirkt mit Feuereifer zusammen, um die Wahrheit in lebenden Bildern vor noch größere Scharen hinzustellen. Dabei bleibt eine Aufführung nicht bloß eine Aufführung. Bevor das Spiel beginnt, wendet sich ein Sprecher an die Versammelten: «Über dem Tor des Theaters in Kopenhagen steht das Wort des norwegischen Molière, des Lustspieldichters Holberg: ‚ej blot til lyst‘. Unser Stück führen wir ‚nicht bloß zur Lust‘ auf. Es verlangt etwas von euch wie von uns.» – Nach der Aufführung stehen die (Laien)-Schauspieler bereit, um den Ergriffenen Antwort zu geben auf ihre bange Frage: «Was sollen wir denn tun?» Jene, die sich dann entschließen, sich ganz der Moralischen Aufrüstung zu widmen, erhalten auf der Insel Mackinac (Michigan) eine Schulung, die sie befähigt, sich mit Leib und Seele einzusetzen. Sie lernen den Menschen am empfindlichsten Punkt fassen. Dabei handelt es sich darum, alle Dinge beim Namen zu nennen, auch die Sünde. «Sorgen Sie dafür, daß nicht zu wenig Betonung auf die Sünde gelegt wird! So viel wie möglich! Aber dann handeln Sie schnell und konsequent: ‚Anders werden, einig werden, kämpfen!‘ Das ist die richtige Reihenfolge. . . » Sobald die Waffen schweigen, reist Buchman wieder nach Europa. Ein Jahr vor seinem siebzigsten Geburtstag eröffnet er in Caux über dem Genfersee ein ähnliches «Weltschulungszentrum». Es weist Suchenden den «guten Weg: Nicht rechts, nicht links – geradeaus!»

Der Krieg ist vorbei – Angst und Furcht nicht. Trotz aller furchtbaren Erfahrungen gibt es Menschen, die Rettung von einem weiteren Krieg erhoffen! Sie haben noch nicht erfaßt, was General Ho, der chinesische Generalstabschef, eingesehen hat: «Während der letzten zwanzig Jahre meines Kampfes gegen den Materialismus war meine Methode: ‚Gewalt gegen Gewalt, Organisation gegen Organisation.‘ Jetzt bin ich zu dem klaren Ergebnis gekommen, daß ich eine Idee mit einer Idee bekämpfen muß.» Im Anschluß an dieses Wort verwenden die Aufrüster je länger je mehr den nicht allgemein-verständlichen Ausdruck «Ideologie». Auf deutsch müßte das wohl heißen «Geistige Lebensauffassung und -haltung», einfacher «Geisteshaltung».

Längst kann Buchman seine Beispiele aus aller Welt holen. Von

den englischen Kohlenminen erzählt er zum Beispiel: «Es gab mehr Kohle, weil ein neuer Geist da war.» Trotz aller Mahnungen der Verantwortlichen war die Förderung gesunken, weit unter das erforderliche Maß. Wenn es dabei bliebe, wären die Engländer bald am Ende ihres Lateins. «Ein anderes Bild zeigt sich in den Kohlengebieten, in denen in Caux ausgebildete Bergleute arbeiten oder das Schauspiel *„Der vergessene Faktor“* aufgeführt wurde. Die Menge, die in sechs Tagen gefördert werden soll, wird in vier-einhalb Tagen erreicht.»

In Kalifornien faßt Buchman Überzeugung und Erfahrungen in die Worte: «Überall sehnen sich die Völker nach Wiederaufbau – und bereiten Zerstörung vor. Sie planen neuen Wohlstand – und sehen erneutes Unheil vor sich. Was fehlt in all dem Planen und in der Staatsführung der heutigen Welt? . . . Wir haben allzulange in dem Glauben gelebt, daß Sicherheit, Wohlstand und Kultur selbstverständlich seien. Wir haben den ewigen Kampf zwischen Gut und Böse vergessen. Auf das Äußerste im Bösen müssen wir mit dem Äußersten im Guten antworten.» – Aus Europa berichtet er: «150 führende Deutsche kommen nach Caux und finden dort die Losung für ihr Land.» – Bitter-verfeindete Führer der französischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer «trafen sich, änderten sich, entschuldigten sich; jetzt arbeiten sie zusammen.» – Mitglieder aus fünf verschiedenen Parteien Italiens reisen nach Caux. Einige Christlich-Demokraten und Sozialisten lernen zusammenarbeiten. Warum sollen das nicht auch ihre Parteifreunde tun?

«Was ist das Gemeinsame an all diesen guten Meldungen? Es ist die Einigung. . . Zwiespalt ist das Kennzeichen unseres Zeitalters. Zwiespalt im Herzen. Zwiespalt in der Familie. Zwiespalt im Wirtschaftsleben. Zwiespalt im Volk. Zwiespalt zwischen den Völkern.»

Einigung ist das Gebot der Stunde.»

1949 kann Buchman auf weitere Ergebnisse hinweisen. Dankbar gibt er die Aussagen einer Französin wieder, die früher die «Deutschen aufs Blut gehaßt» hatte: «In Caux geschah ein Wunder. Als ich Deutschen begegnete, die im Sinne der Moralischen Aufrüstung lebten, erstarb mein Haß.» – Besonders starke Wurzeln senkt die Bewegung in den Boden von Burma.

Je länger je deutlicher spitzt sich der Gegensatz zwischen dem politischen «Osten» und dem politischen «Westen» zu. Einer der Hauptkampfplätze ist das Ruhrgebiet. Während in Berlin das «östliche» Festival die Jungen zu gewinnen strebt, suchen die Freunde in Gelsenkirchen eine gemeinsame «Bestimmung für Ost und West». Beglückt berichtet Buchman: «Der Klassenkampf von ehemals ist überlebt. Unternehmer und Arbeiter fangen an, darauf die positive Antwort zu geben. Können Sie sich vorstellen, daß sich marxistische Arbeiter derart ändern, daß ihre Arbeitgeber von ihnen sagen: ‚Sie sind unsere besten Freunde!‘» – Arbeiter sehen, daß ihre Arbeitgeber ganz anders sind, als sie gewöhnt hatten. – «Zwei Marxisten kamen nach Caux. Ein dritter wurde ihnen nachgeschickt, um sie nach Hause zu holen. Auch er kam geändert zurück.» – 1951 erinnert Buchman wieder einmal an den Erleuchter der irdischen Nacht, Thomas Edison: «Alles kann voll Licht sein! Warum nicht die Politik?»

Der Personalchef einer großen Luftlinie berichtet, daß in seiner Gesellschaft vor kurzem 491 Beschwerdepunkte Arbeiterschaft und Direktion belästigten. . . Im letzten Jahr gab es nur noch siebzehn Beschwerden.» – Südafrikaner lernen sagen: «Es tut mir leid» und öffnen damit neue Wege für das Zusammenleben der Rassen.

1952 reist Buchman mit 200 Menschen aller Stände, Völker und Rassen nach Asien. In Delhi spricht er zum indischen Volk: «Angesichts einer gottgeführten Einigkeit wird sich auch das letzte Problem lösen. Hände werden mit Arbeit gefüllt, Mägen mit Nahrung und leere Herzen mit einer Ideologie, die sie tatsächlich befriedigt. . . Ein Volk, in dem jeder genug für den Andern sorgt und jeder genug mit dem Andern teilt, so daß jeder genug hat, wird ein Vorbild zu einer neuen Sozial- und Wirtschaftsordnung für diese und alle kommenden Generationen werden.»

Gibt es einen andern Weg? Nein, «das Geheimnis heißt: Nicht mein Weg, sondern Gottes Weg! Nicht mein Wille, sondern Gottes Wille!»

Auf diese siebenmonatige Asienreise folgt eine entsprechende mit 60 Teilnehmern über Afrika hin: 30000 km quer durch Zentral-, Süd- und Westafrika mit einer interrassischen Konferenz in Johannesburg. Welche unerwartete Bilder! In Kapstadt zeigen sich

Schwarze und Weiße auf derselben Plattform. Der Jugendführer Nkomo hatte früher geglaubt, «die Hoffnung für die Afrikaner liege nur in einer blutigen Revolution». Sowie er auf einer Konferenz sieht, «daß Schwarze und Weiße sich ändern», ändert er sich auch. – «Nigerien braucht das Allerbeste» verkünden führende Nigerier, «eine weltweite Kraft... die über den Parteien, Rassen, Klassen und Glaubensbekenntnissen steht.» – Der Führer der Opposition spricht dem Ministerpräsidenten seine Anerkennung aus. – Peter Howards ideologisches Schauspiel *«Der Chef»*, von Überzeugten gespielt, bringt Arbeiter und Industrielle zum Nachdenken. Zwei Jahre, bevor Buchman 80 Jahre alt wird, reist er nocheinmal in Fernen und Weiten: Australien, Philippinen, Japan, Formosa, Vietnam, Thailand und Burma. Nachher spricht er von London aus zu aller Welt: «Das geeinte Denken eines Volkes auf ein Ziel hin ist die größte geschichtliche Kraft. Eine Idee dringt ohne formelle Kriegserklärung in ein Land ein. Sie macht Menschen zu Gefangenen, ohne daß ein Schuß fällt, und erobert Länder, während die Parlamente noch debattieren. Sie kann durch Waffen allein nicht aufgehalten werden. Sie läßt sich nicht einfach durch Wirtschaftshilfe von ihrer Richtung abbringen. Sie kann eine neue Ausrichtung bekommen, und zwar durch eine bessere Idee, eine stärkere Entschlossenheit und ein Leben mit größerer Hingabe von Führenden und Geführten...»

Eines Nachts drängte sich in Caux Buchman «ein unwiderstehlicher Gedanke auf: ‚Afrika wird zur Welt sprechen.‘» Afrikaner griffen den Gedanken auf. Sie schrieben ein Schauspiel über das Thema, das ihnen am meisten am Herzen liegt – *«Freiheit»*: «Wenn wir darnach handeln, können wir all das retten, was uns an der Zivilisation teuer ist.» Wenn der Mensch horcht, gibt ihm Gott Ideen. Und wenn der Mensch sich entschließt, sich von diesen Ideen regieren zu lassen, wird er ein neuer Menschentyp. Es ist ein Experiment, das jedermann, überall und jederzeit machen kann. Es gelingt.»

In Mackinac verfassen Japaner ein Stück. «Mit diesen Waffen reist eine Gruppe asiatischer Führer durch ganz Asien. Koreaner, Chinesen, Burmesen, Filipinos, Inder und Japaner gehören zu den siebzehn Nationen, die in der Gruppe vertreten sind.»

«In Atlanta, dem Brennpunkt der Südstaaten der USA, stiegen ein Weißer und ein Farbiger nebeneinander die Stufen zum Theaterausgang hinauf. Sie hatten eben das Schauspiel ‚*Krönung des Lebens*‘ gesehen. . . in den Hauptrollen. . . Muriel Smith, die wie eine Nachtigall singt, und Anne Buckles, die sich durch ihre Broadway- und Fernseherfolge einen Namen gemacht hat. Beide hatten ihre Verträge der letzten Saison aufgegeben, um dieses Schauspiel. . . in den Süden zu bringen. Der Weiße sagte: ‚Auf diese Weise könnten wir zusammenarbeiten.‘ Der Farbige erwiderte: ‚Ja, ich glaube auch.‘ Ein Bürger von Atlanta erklärte: ‚Wir haben hier auf das Ticken der Zeitbombe gelauscht. Aber Sie haben uns gelehrt, auf das Flüstern des Heiligen Geistes zu horchen.‘»

In der Libanon-Krise hatte der Generalsekretär der Arabischen Liga «den zwingenden Gedanken», er solle sofort nach New York fliegen. Er gehorchte. Er fand die arabischen Staaten untereinander uneins und die übrigen Länder gegeneinander aufgebracht. Es bestand akute Kriegsgefahr. Eines Morgens kam ihm ein weiterer Gedanke: ‚Die arabischen Länder sollten Brücken und nicht Kriegsschauplätze sein.‘ Er versammelte die Delegierten in einem Zimmer; sie blieben da, bis sie sich alle auf eine Resolution geeinigt hatten.» (Seite 56)

Nach der Überzeugung eines asiatischen Botschafters in Washington hätte «der Zypernkonflikt zu einem europäischen Krieg führen können». Unter dem Eindruck der Moralischen Aufrüstung suchte ein englischer Abgeordneter «eine Gruppe führender Zyprioten auf und sprach ehrlich über die Fehler, die er selbst und sein Land begangen hatten. Ein führender Grieche drückte den verantwortlichen Engländern gegenüber in London sein Bedauern über die Bitterkeit und das Blutvergießen in Zypern aus. Ein türkischer Zeitungsverleger fuhr nach Athen und schrieb in einem Artikel, der in der gesamten griechischen Presse erschien, er glaube, die Türkei und Griechenland seien dazu bestimmt, als Brüder und nicht als Feinde zu leben.» – Der Weg zur Lösung des Zypernproblems war beschritten.

Die langen Reihen seiner Erzählungen beendet Buchman an der «strategischen Gipfelkonferenz in Mackinac am 7. Juni 1959 mit

dem Hinweis auf ‚das Ziel dieser Konferenz‘: Es besteht darin, «die Völker von unten bis oben zu reinigen. Dafür wird das Schauspiel, *Im Lichtstrahl*‘ eingesetzt. Sein Autor ist der Urenkel des Begründers des modernen industrialisierten Japans (Seite 114). . . . Dies Stück findet Widerhall in ganz Japan, weil es das größte Problem furchtlos anpackt. . . .»

«Ein Orkan des gesunden Menschenverstandes braust über die Welt.» Buchmann spricht davon an seinem 82. Geburtstag. Dankbar berichtet er von Kerala, dem indischen Land mit 16 Millionen Einwohnern, diesem ersten größeren Staat, der sich durch freie Wahlen dem kommunistischen Lager anschloß. – «Der Führer der hinduistischen Mehrheit von Kerala hatte in Caux das Geheimnis entdeckt, Einigkeit mit Christen zu finden.» Es gelang ihm «Einigkeit unter allen Parteien zu schaffen».

«Die Osterbotschaft 1961 berichtet von jungen Japanern, die Präsident Eisenhower am Besuch ihres Landes gehindert, sich nachher entschuldigt haben und ihm, wie aller Welt, in ihrem Schauspiel, *Der Tiger*‘ die Botschaft vom Frieden verkündigt haben; von deutschen Bergleuten, die in Paris herzlich willkommengeheißen wurden; von Marokkanern, die ihren Haß gegen die Franzosen begruben; von einem Schweizer Rotkreuzmann, der nach der Rückkehr aus dem Kongo die Leute der Moralischen Aufrüstung als die einzigen bezeichnet, die etwas Entscheidendes tun; von brasilianischen Hafentarkeitern, die mit ihren Gangsterkriegen, Plünderungen und Rivalitäten fertig geworden sind. . . .» – «Der Häuptling ‚Wandernder Büffel‘ vom Stamm der Sioux-Indianer macht Frank Buchman zu seinem Blutbruder unter dem Namen ‚Großes Licht in der Finsternis‘.»

Eine ehemalige Mau-Mau Führerin, die acht Jahre im Internierungslager verbracht hat, erzählt: «Hier hat mein Haß gegen die Weißen aufgehört. Wir Frauen haben viel dazu beigetragen, unser Volk auf den falschen Weg zu führen. . . .» Ein früherer Bezirks-Sekretär der Mau-Mau erklärte: «Verbitterung ist die Krankheit unseres Landes. Von meinem Herzen und meiner Familie aus griff sie wie ein Feuer um sich, bis alles in Blut und Chaos unterging. Gott gebe uns allen neue Herzen, um alles Unrecht in Ordnung zu bringen, bevor es zu spät ist.»

An seinem 83. Geburtstag wandte sich Frank Buchman noch einmal an alle Welt mit dem Vortrag:

«Die Tapferen entscheiden.»

Er blickt zurück auf die Begegnung mit Gandhi 1915 und Sun Yat-sen 1917, auf die Anfänge 1921 in Oxford, 1938 in Freudenstadt und Ost-London: «Im Kampfe zwischen Gut und Böse gibt es keine Neutralität. Keine Nation kann auf billige Weise gerettet werden. Das Beste unseres Lebens und die Blüte unserer Völker sind erforderlich, um die Menschheit zu retten. Wenn wir alles für Gott einsetzen, werden wir gewinnen.»

Viele wohlgesinnte Zeitgenossen stört das Laute bei der Moralischen Aufrüstung. Sie stoßen sich an den Schaustellungen. – Wollen wir eine Bewegung nach ihren Trompeten beurteilen? – Maßgebend ist die Frage: «Führt ihr Ringen zum Ziel?» – Was Frank Buchman mit seinen Freunden für die Entgiftung des Kampfes zwischen Klassen und Rassen (auch im brodelnden Südamerika und in den siedenden Vereinigten Staaten) getan und angestrebt hat, gehört zum Wichtigen und Nötigen, Tapfern und Vielversprechenden in unserer mit Spannungen geladenen Zeit, in der viele rücksichtslos oder unbekümmert alles tun, was die Spannungen erhöht. Mögen Anhänger und Gegner Methoden preisen, Methoden herabsetzen: Wer weiß im Verhältnis der «Menschen untereinander» und der «Völker untereinander» etwas Verheißungsvolleres zu nennen und zu üben als Ehrlichkeit, Reinheit, Selbstlosigkeit und Liebe?

## PÈRE PIRE

In der aufgeregten Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg betreut ein belgischer Dominikaner eine Schar von Pfadfinderinnen. Besorgt hat er entdeckt, wie wenig sattelfest diese allzeit bereiten Gymnasiastinnen und Lehrtöchter in ihrem Glauben sind. Also unterrichtet er sie. Bei den Lehrsätzen bleibt er indessen nicht stehen. Ist die theologische Schulung beendet, gibt er einem Praktiker das Wort. Die werdenden Frauen sollen vertraut werden mit Geschehnissen und Bedürfnissen der Zeit. Im Februar 1949 hilft ihm ein junger Amerikaner. Jahrelang hatte dieser im tirolischen Kufstein etwa viertausend DP («Displaced Persons») umsorgt, Leute, die während des Mordens ihre Heimat verloren hatten und jetzt von der Heimkehr ausgeschlossen waren. Die wachsende Hoffnungslosigkeit seiner Schutzbefohlenen hatte den jungen Offizier aus den USA bewegt, ergriffen, zum Handeln aufgerufen – zuletzt entmutigt. Öfters hatte er versucht, seine Landsleute für die Verzweifelten in Bewegung zu setzen – umsonst! «Genug geholfen!» – Enttäuscht, am Ende verbittert, hatte Ed. Squadrille die Arbeit verlassen.

Je weniger er selbst noch an die Möglichkeit glaubte, den Flüchtlingen zu helfen, umso stärker bewegte der Oberst den Kreis um Père Pire. Wie hätte es die Feinfühlenden gleichgültig lassen können, das Aufrüttelnde, was er berichtete: «Da liegen sie zu Hunderttausenden, die aus dem Osten Verschleppten, unfähig, ein neues Leben aufzubauen. Niemand will sie: ihre alte Heimat nicht, die ‚Volksdeutsche‘ und Landsleute ausschließt, wenn sie sich den Herrschenden nicht beugen; die übrigen Länder nicht, weil jeder Fremde sie beunruhigt. – Selbstverständlich haben sich andere Völker für Flüchtlinge interessiert. Natürlich erklären sie sich bereit, Heimatlose bei sich aufzunehmen – aber nicht jene, die es am nötigsten hätten. Nein, gerade die nicht! Handwerker, Schuhmacher, Gärtner, gesunde, kräftige junge Leute, die ihnen helfen

sollen beim Aufbau nach aller Zerstörung: – die ja! Aber die Andern? – Mit jeder Abreise von Tüchtigen verringern sich die Aussichten der Zurückgestellten. Was bleibt? – Ein Bodensatz, ein harter Kern (Hard Core): Intellektuelle, Unpraktische, Alte, Kranke.»

Die Mädchen um Père Pire haben nicht nur Tränen in den Augen. Sie wollen etwas tun. Was können sie tun? Ed. Squadrille gibt ihnen Adressen. «Wenn jede von uns sich eines Einzelnen annimmt, werden wenigstens ihrer fünfzig spüren, daß sie nicht allein, nicht verlassen, nicht ausgestoßen sind!»

Nichts Auffallendes geschieht. Immerhin: 47 lebendig-Begrabene erhalten eine Botschaft aus der unbekannt Fremde. «Menschen denken an uns!» Neue Hoffnung erwacht.

Einige Monate später ist der Pater unterwegs nach Österreich. Was er gehört und gelesen, läßt ihm keine Ruhe. Noch hatte er – 1949! – die «Papiere» nicht bei einander, die seine Reise erfordert. Kurz entschlossen wagt er es, an den Grenzen anzuklopfen, bei den Besetzungszonen, an den Flüchtlingslagern. – Vierundzwanzig Einrichtungen besucht er: Lager, Sanatorien, Kinderheime, Altersheime. Er sieht die wohlwollenden Betreuer, Amerikaner, die ahnungslos einen Sold verzehren, der ausreichen würde, um eine zwanzigmal größere Zahl von Einheimischen an die Arbeit zu stellen. Vor allem sieht er die Hunderttausende in den Lagern, die Hilflosen, Rechtlosen, Familienlosen, Hoffnungslosen.

Der Augenschein gibt seinem Leben die endgültige Richtung. Er reißt ihn heraus aus dem fleißigen, geruhsamen Leben eines Predigers und Sozialarbeiters in einer kleinen belgischen Stadt. Aus den 47 Briefen, die ins Tirol wandern, werden 20000 und mehr «Patenschaften». 20000 zufriedene Bürger in Westeuropa treten in Verbindung mit 20000 Mitmenschen, die nicht wissen, wo ein, wo aus. Die Wohlversorgten spenden Kleider, Lebensmittel, Geld. Sie machen Eingaben, Gesuche, Schritte bei Behörden. Sie verwenden sich für die Jüngeren bei Schulen, Lehrmeistern, Logisgebern. Sie stellen den menschlichen Kontakt wieder her, den die Verlassenen so bitter vermißt hatten. Sie lindern die Qual ihrer Seelen. Sie zünden neue Lichter an. Enttäuschungen bleiben nicht aus, herbe Erlebnisse! Nach langer sorgsamer Betreuung bricht

schließlich bei Einzelnen und ganzen Familien alles zusammen: Krankheit (körperlich, geistig, seelisch) wird Meister, Verbitte- rung, Tod. Das Empörendste: Lug und Trug! – Solche traurige Zwischenfälle kurieren einzelne Paten von ihrer «Menschenfreund- lichkeit». Sie sind nicht imstande, Père Pire von seinem Wege ab- zubringen. Im Gegenteil: je mehr Niederschmetterndes ihm zu Ohren kommt, desto überzeugter ist er von seiner Aufgabe. Man- ches menschlich-Allzumenschliche ist ja geschehen, weil zu spät jemand von den Sicherlebenden sich der Vereinsamten angenom- men hat.

Daß der belgische Dominikaner dazu ausersehen war, eine weit- hin-leuchtende Arbeit für den Frieden zu leisten, hat ihm niemand vorausgesagt. Nachträglich versteht es jeder: Die Kriege haben ihn geprägt im Verein mit der Zucht eines viel-verlangenden Vaters und der freudigen Liebe einer besorgten Mutter.

Der am 10. Februar 1910 geborene Älteste des Lehrers Pire in Dinant hatte als Dreikäsehoch zu den Opfern des verhängnisvollen Überfalles auf Belgien gehört. Im Alter von viereinhalb Jahren hatte der von einer Diphtherie geschwächte Georges mit seinen Eltern fliehen müssen, am 21. August 1914. Eine Granate hatte in der benachbarten Seifenfabrik eingeschlagen. Die Brücke über die Meuse – ein Wald von Stacheldraht! Die Mutter sträubt sich, ihr Heim zu verlassen. . . sie muß.

Was zwei Tage später mit der Stätte seiner Kinderspiele und mit dem Großvater geschehen ist, erfährt der Bub erst später, früh genug, um jeden Flüchtling zu verstehen. Nicht in einer Kriegs- handlung war die Stadt zusammengeschossen; – in einem Massaker war sie verwüstet worden. Die Verletzer der belgischen Neutralität hatten 1300 Häuser in Brand gesteckt und 660 Bürger erschossen, unter ihnen den Großvater. . . zur «Strafe» für Zuwiderhandlun- gen gegen das Kriegsrecht, die sich ihre Bewohner *nicht* hatten zuschulden kommen lassen.

Traurig, die viereinhalb Jahre am fremden Ort, im fremden Land! Trauriger die Heimkehr in die gemarterte Stadt! Lange fehlen dort selbst Nadeln und Hosenkнопfe! Ein Glück, daß viele fähig sind, sich in der schlimmsten Not über das Ärgste zu erheben. Anstatt im November 1918 in der zerstörten Stadt Trübsal zu

blasen, tröstete sich der neunjährige Georges mit einem Dreirad, das er aus einem Trümmerhaufen hervorgucken sah, wie seine Mutter mit den kläglichen Resten ihres Hochzeitsstraußes, den die Plünderer weggeschmissen hatten. – Nachhaltig wirkte ein merkwürdiger Anblick: Mitten im abgebrannten Geburtshaus wuchs – wunderbar, geheimnisvoll! – eine junge kräftige Weide: Das Leben besiegt den Tod. – Am stärksten haftet eine Regung des Gewissens: Um «endlich einmal» einen Film zu sehen, hatte Georges seinen strengen Vater durch Ungehorsam und Betrug aufgebracht. . . Der künftige Priester war also in jungen Jahren kein «Engel» gewesen. «Es gibt überhaupt keine Engel auf Erden», stellt Père Pire später fest.

Zwischen den Erlebnissen des Knaben aus dem Ersten Weltkrieg und denen des Mannes aus dem Zweiten liegen die Jahre des Wachsens und Reifens. – Was den Gymnasiasten im Kollegium beherrschte, war ständige Angst. Sie überschattete alle Freuden. «Ich hatte Angst, etwas Falsches zu tun, Angst vor Strafe, Angst vor schlechten Noten.» «Glücklicherweise gab es ein Gegengewicht, die herzliche Fröhlichkeit meiner Mutter.» Bei ihr überstrahlte die Liebe alle andern Gefühle und Regungen. «Sie hätte am liebsten jeden Landstreicher zu Tische gebeten.»

Früh entschloß sich Georges zur geistlichen Laufbahn. Ohne innere Kämpfe bestanden zu haben, legte er mit 19 Jahren (1929) seine ersten Gelübde ab, die für drei Jahre banden; genau drei Jahre später die Profeß, die für das ganze Leben galt.

Die Vorbereitung auf das Doktorat der Theologie erwirbt sich Pater Henri-Dominique am «Angelicum» zu Rom. In der ewigen Stadt weitet sich sein Gesichtskreis ins Internationale: Die Studenten stammen aus siebzehn Nationen. «Der Prior ist Holländer, der Novizenmeister Franzose; der Rektor der Universität stammt aus Irland; die Professoren sind ein wahres Völkergemisch.» In diesem «Wirbel von Gesichtern und Sprachen» entdeckt der Einsame sein Vaterland – und seine Familie. Das «Selbstverständliche» wird zum bewußten Erlebnis.

«Langsam und friedlich reifte ich zum Christen heran. Noch war ich nicht gezeichnet und besessen vom Gedanken an das Übel, der sich eines Tages in mein Herz stahl und mir seit zwanzig

Jahren keine Ruhe mehr läßt (1960 geschrieben). Während meines Aufenthaltes in Rom dachte ich nur an das Apostolat . . . liebe Arme, liebe Wilde, liebe Agnostiker, die man zu retten hatte. Von der ungeheuren Not – dem Druck, der Verlassenheit, der Tücke, der stumpfen Resignation, dem seelischen Krebsgeschwür – wußte ich nichts. . . Ich bereitete mich auf das Priestertum vor. Man möchte Seelen retten, Licht und Wärme verbreiten.»

Aus dem braven kleinen Georges «wurde ein Priester wie aus der Blüte ein Apfel».

Ohne tiefgehende Erschütterungen erlebt zu haben, läßt sich Père Pire 1934 in Rom zum Priester weihen. Mit vierundzwanzig liest er seine erste Messe in der heimischen Pfarrkirche. An der Universität Löwen bereitet er sich darauf zwei Jahre lang vor auf das Amt eines Lehrers der Ethik in der «Sarte», für das ihn seine Obern bestimmt hatten.

Näher als die Lehre jedoch ist ihm das Leben. Er kommt den Kindern näher, die einige «Sœurs Missionnaires de l'Enfance» betreuen. «Ich werde nie vergessen, wie mir diese Kinder entgegen-sahen – in ihren Blicken lagen Ergebenheit, Unruhe, Hoffnung, Warten. . . Woher diese stumme Verzweiflung? . . . Eines Tages wußte ich: ‚Ich muß etwas tun.‘ Ich mußte, wie so viele Andere, hinabsteigen in die tiefste Tiefe der Armut, um sie zu ergründen, zu verstehen, und, falls ich es vermochte, aus der Welt zu schaffen. Die Heilmittel? Dreizehn Jahre hat es gedauert, bis ich das wirksamste fand: die Liebe.»

Nach der «Sarte» zurückgekehrt führt er die Novizen ein in das Leben. Daneben tritt er in Verbindung mit jungen Menschen außerhalb, vor allem mit Pfadfindern. Mit dreiunddreißig Jahren noch bereitet er sich zusammen mit den viel Jüngeren vor auf die «Prüfungen». Als «zähe weiße Kralle» wirkt er eifrig mit. Er gründet Schulferienlager und sieht ein erstes Apostolat unter den Pfadfinderinnen. Dort erfährt er vor allem: «Der Gläubige wirkt wortlos, nur durch das, was er ist. – Die Apostel irren sich, die da verkünden, man müsse die Birnen pressen, um sie zum Reifen zu bringen.»

In der Lehr- und Erziehtätigkeit erlebt Père Pire seine «zweite Metamorphose» (die erste hatte in der Hinwendung zu den Kin-

dern bestanden). Als überzeugter katholischer Christ glaubt er an die Einheit derer, die guten Willens sind. Er findet sie «bei jenen, die leiden. Das Leid ist ein Geschenk, das ein zweites, nicht minder reiches, aber weniger bitteres Geschenk nach sich zieht: das Mitleid. Den Leidenden helfen, heißt sie adeln und uns selbst damit.»

Aus dieser Stimmung riß ihn der Zweite Weltkrieg – die zweite Flucht. Mit allen andern Bürgern von achtzehn bis fünfunddreißig Jahren hatte sich Père Pire auf den Weg gemacht, nach Frankreich, unter besonders schwierigen Umständen. Da viele deutsche Spitzel sich als Priester verkleidet hatten, hielten ihn beinahe alle, die er antraf, für einen Spion. Nur besondere Fügungen retteten ihn vor dem Erschossenwerden.

1940 war die Landesabwesenheit von kurzer Dauer. Sobald die Sieger den Zug der Geflüchteten eingeholt hatten, zwangen sie die Ausgezogenen zur Heimkehr, die Dominikaner zur Rückkehr in ihr besetztes Kloster. Als dessen Oekonom hatte Père Pire auch für die Verpflegung aller Brüder zu sorgen. Je länger je mehr wurde sein Leben eine «Jagd auf Kartoffeln». Vier Jahre lang sah er sich gezwungen, auf allen, «meist illegalen» Wegen Nahrung für seine Leute zu beschaffen. Zu ihnen gehörten auch «tausend Kinder, die mit dem Löffel auf den Tisch hämmerten... Aber es war schön, gegen den Hunger, gegen die Blutarmut, die Tuberkulose zu kämpfen und Erfolg zu haben.»

Was er während der Besetzung erlebt und nachher, während der Befreiung Belgiens, während der Beschießung durch die V1-Raketen: – alles ist Vorbereitung auf späteres Wirken. Dazu gehört auch ein weiteres unerwartetes Amt. Seine Obern ernennen ihn zum Gemeindepfarrer der einzigen dominikanischen Pfarrei im wallonischen Teil des Landes, in dessen Gemarkung die Sarte, das Kloster, liegt. So lernt er alle Bedürfnisse der Leute um ihn her kennen.

Diese Arbeit ist gar nicht nach seinem Geschmack. Aber – hat er nicht «Gehorsam» geschworen?

Nach dem erwähnten entscheidenden Ereignis (Seite 134) besorgte Père Pire vier Jahre lang beides, die Pfarrei und die Flüchtlinge. Was er 1949 in Österreich bei den DP sah, führte ihn von einer Arbeit zur andern. Das Ergreifendste waren fünfzigtausend

Kinder, die meisten im Lager geboren, außerdem die Alten, Verzweifelten! «Vagabunden», nicht herumirrende – «sitzende» Vagabunden, «Gefangene ihrer Mutlosigkeit und Nutzlosigkeit». In viele erschütternden Schicksale läßt uns der Pater blicken. Jede «Displaced Person ist ein Mensch, den man seiner Heimaterde, seinem Milieu entrissen hat; der durch das Elend, durch jene gesetzlich-geförderte stumpfe Ergebung vor der Macht der staatlich-bürokratischen Hilfswerke in eine unwirkliche Welt gepreßt wird». Ein Mensch im «Baracken-Zeitalter» – das bedeutet nicht einfach: ein armer Mensch. Der Verschleppte ist viel schlimmer dran. «Der Flüchtling ist ein Entwurzelter, der hilflos dahintreibt, zwischen Osteuropa, das er verlassen hat, und einem Westen, der von ihm oft nur dann etwas wissen will, wenn er sich seine nützlichen Muskeln bewahren kann. Jahrelang lebt er in einem Lager oder einer alten Kaserne. Er ist verbittert, leer, verzweifelt. . . Ein Entwurzelter erlebt das Schlimmste, was einem Menschen zustoßen kann: Er verliert den Glauben an die Liebe, ja schon an die Hoffnung auf diese Liebe. Ein sehr kluger Pope sagte mir einst in Frankfurt: ‚Sie sitzen an einem Bahnhof auf ihren Koffern und warten seit zwölf, seit vierzehn Jahren auf einen Zug, der nie kommt.‘»

Displaced Persons sind «Verzweifelte, die an allem zweifeln, selbst an dem Guten, das an ihnen getan wird. Nicht alle sind so. Ich habe Dankbarkeit und Treue gefunden. Ich habe viel Schönes aufblühen sehen. Doch wie viel Verwelktes gibt es daneben!» – «Jemand ging hin, tat Gutes und erntete Bosheit. Was geschah? Das Gute wurde weiter getan.»

Das Niederschmetterndste beim Besuch in den Lagern war nicht einmal die Hoffnungslosigkeit des «harten Kerns», sondern das Verhalten derer, die sich ihrer annahmen: «Was mich 1949 in den DP-Lagern am meisten deprimiert hat, das war das mehr oder weniger gänzliche Fehlen von schrankenloser Güte, von wahrhaft christlicher Nächstenliebe. Die einen kümmerten sich ausschließlich um Protestanten oder um Katholiken oder um Orthodoxe; andere nur um katholische Ungarn; wieder andere nur um katholische Polen. . . Dabei ist nichts so konsequent international und überkonfessionell wie die menschliche Not. . . Für einen Christen

hätte es überhaupt keine Unterschiede geben sollen, da sie ja alle Menschen, folglich Brüder waren. Ich habe unter dieser nach Rasse und Konfession scharf abgegrenzten sogenannten Güte, die mit der Lehre Christi überhaupt nichts mehr zu tun hat, fast körperlich gelitten. Oder glauben Sie, Christus hätte beim Betreten eines Lagers zuerst gefragt: ‚Sind Sie katholisch?‘ Das Evangelium beweist uns das Gegenteil.»

Nachdem Père Pire die österreichischen Lager gesehen, ist er ein Anderer. Zuvor hatte er sich bemüht, schlecht und recht seinen Pfarrkindern ein gewissenhafter Seelsorger zu sein, Notleidenden beizustehen, Kinder und junge Menschen zu heben, leiblich, geistig, seelisch. Seit dem Herbst 1949 verzehrt ihn ein leidenschaftliches Feuer. Er weiß: Auch die vorzüglichste und umfassendste offizielle Arbeit für die Heimatlosen reicht nicht aus. Diese Verlassenen, die keine äußere Heimat mehr haben und kaum je mehr eine bekommen werden, brauchen wenigstens etwas Heimatgefühl für ihr Inneres. Auch die bestgesinnten Organisatoren und Lagerleiter, so peinlich getreu sie für 4000 oder für 100 sorgen mögen, sie werden nie imstande sein, dem Einzelnen auch das entgegenzubringen, wessen er bedarf, die Verbindung vom Ich zum Du, die ihm das Gefühl der Geborgenheit gibt. Dieses entscheidende innere Band können nur Einzelne für Einzelne weben. Darum sucht Père Pire für seine DP hingebende Einzelne.

Doch auch die im Innern gegründete Zuneigung bleibt hohl, wenn sie nicht zu Handlungen führt. Der Anreger und Vermittler dieser Patenschaften hat nicht nur Briefe durchzugeben. Er muß den Paten Wege zeigen, öffnen, ebnen, auf denen sie ihre Freunde aus den Lagern befreien, oder doch – wenn das nicht möglich ist – auf denen sie ihnen das Leben darin erträglicher machen können.

Bald wächst die Arbeit dem Pfarrer von Huy über den Kopf. Für das Abtragen des breiten, steilen Briefberges sucht er eine Hilfe – für vierzehn Tage. «Titin» kommt, und bleibt, mehr als zehn Jahre lang. Bald versinkt auch sie in den Niederungen des DP-Alltages. Sie sucht und findet Gehilfen. – Die Arbeit verlangt Räumlichkeiten. Ein altes Haus wird Hauptquartier. Zimmer reiht sich an Zimmer – auch in den Nachbarhäusern. Ein wahres Labyrinth! Wände entfernen! Mauern durchbrechen! Türen versetzen!

Könnte man doch auch die Schwelle verschwinden lassen, über die man strauchelt, und die dunkeln Treppenhäuser, in denen man fällt!

Das Werk wächst und wächst. Wie soll Père Pire gleichzeitig Pfarrer für seine Gemeinde und Helfer für Zehntausende von Fremden sein? Von 1953 an darf er sich ganz seinen DP widmen, ausschließlich, so weit sein Herz es zuläßt. Im Kloster schläft er; tagsüber wirkt er in seinem Büro – nicht als Funktionär, sondern als Freund, als Mensch. Acht Monate des Jahres verwendet er dazu, Geld zu suchen. Die Mittel findet er überall, meist bei den Armen. Dabei bettelt er nie. Er schildert einfach, was er gesehen; was er gehört. Die meisten Zuhörer widerstehen nicht: – ein kleines Mädchen schenkt sein goldenes Kommuniionsarmband; eine arme ungarische Dienstmagd hinterläßt eine Zwanzigfrankennote. Natürlich gibt es Menschen, die ihn nicht verstehen. Deren Geld begehrt er nicht. Es geht ihm «nicht um eine Kollekte, sondern um einen Kreuzzug». Es ist ein schwieriger Kreuzzug. Wenige Beiträge wiegen schwer. «Es sind die kleinen Summen, die zählen.» Die Ausgaben aber sind hoch. Um einen einzigen DP aus dem Lager zu befreien und ihm eine selbständige Existenz zu verschaffen, sind heute 60000 belgische Franken erforderlich.

Mit den ihm anvertrauten Geldern verfährt Père Pire umsichtig. Ihm soll niemand den Vorwurf entgegenschleudern dürfen, die Organisation verschlinge zuviel. Seine Hilfskräfte arbeiten für wenig oder nichts. Er selbst hat als Oekonom seines Klosters und seiner Gemeindewerke in quälenden Mangelzeiten gelernt, wie man aus wenigem viel macht. Zu einer unpersönlichen «Organisation» indessen soll das Werk nicht absinken. Soviele Mitarbeiter einzustellen sind: – das Unternehmen soll einen persönlichen Charakter behalten.

Meine Methode? «Sie beruht auf dem Grundsatz: ‚Je mehr man sucht, desto weniger wird man finden.‘ – Ich glaube nur an die Macht des Beispiels, des Gebetes, des stillen Opfers. Und an die Kraft des Leides, das man Gott schenkt, ohne daß andere davon wissen.»

1950 sieht Père Pire: «Patenschaften genügen nicht. Besonders nicht für die Alten, für die keine neuen Lebensstellungen zu be-

schaffen sind. Da und dort hat man sie in besondere Baracken gebracht, in riesige Schlafsäle zum Beispiel, Männer und Frauen getrennt! Entwurzelte, die vor Flucht, Vertreibung oder Verschleppung ein Leben miteinander geteilt hatten, werden auseinander gerissen: Die Großmutter wird in den Frauensaal gewiesen, der Großvater in den Raum für die Männer.»

Unter den ungezählten Greisenpaaren bewegt den Pater eines noch mehr als die andern: es sind Russen, innerliche Menschen, die ganz besonders leiden. Er weiß sich nicht mehr anders zu helfen: Er lädt sie ein zu sich nach Huy. Um ihnen das Leben wieder lebenswert zu machen, führt er sie ein in die Gesellschaft und erlebt, daß beide Teile sich des neuen Umganges freuen. Beglückend! Vorbei die Zeit der bloßen Patenschaften! Père Pire gründet sein erstes Altersheim für Entwurzelte – mit der Bestimmung: «Ehepaare sollen zusammen leben können. Wenn der Tod sie trennt, soll der überlebende Gatte in der Wohnung bleiben, die sie zuletzt miteinander geteilt haben. – In unserem Heim fand jedes ein großes Zimmer, wo es behaglich und im Frieden leben konnte, ein Zuhause.»

Was die Flüchtlinge dazu sagten? – «Wir waren DP. Jetzt sind wir wieder Menschen geworden.»

Auch die Altersheime genügen nicht. Ein Jammer, wie viele Männer und Frauen im besten Alter bei größter Leistungsfähigkeit in den Lagern verkommen! – Nützt es etwas, die Lager «aufzuwerten»? die Baracken zu übermalen, zu tapezieren? Nein, damit vergolden wir nur den Käfig, in dem sie verkümmern! – Läßt sich ein Haus einrichten, mit Treibhäusern, in denen ehemalige Tuberkulosepatienten Gemüse züchten können? Oder verlassene Dörfer in Südfrankreich neu besiedeln? – Irrtum! Man kann doch nicht nur gerade zusehen, wie Obst, Wein, Gemüse aus dem Boden schießen! – Nach vielem Planen und Verwerfen kam Père Pire auf den Gedanken: «Selber bauen und für die Bewohner meiner Dörfer an Ort und Stelle Arbeit suchen!» Die Schaffung der «Europa-Dörfer» ist ein gewagtes Unternehmen. Bei Gelegenheit der Einweihung des fünften, des «Albert Schweitzer-Dorfes», beginnt der katholische Ordensmann seine Rede mit der Erinnerung an das Lutherwort vom Apfelbäumchen, das er noch pflanzen

würde, wenn er wüßte, daß morgen das Jüngste Gericht kommt. Bescheiden-stolz fragt er: «Was können wir heute in Europa für den Weltfrieden tun? – Fangen wir damit an, ein ‚Europa des Herzens‘ zu schaffen! Beginnen wir mit dem kleinen Apfelbaum! Es wird ein kleines, ein winziges Dorf sein, ein Europadorf. – Was tut es, daß es so klein ist? – Wir retten damit zwanzig kinderreiche Familien. Hier sollen meine Brüder, die Flüchtlinge, erwartet, verstanden und geliebt werden. Gibt es etwas Schöneres und Wichtigeres auf Erden, als erwartet, verstanden und geliebt zu werden?»

Familien, in denen wenigstens ein Glied arbeitsfähig ist, sind in der Nähe einer Fabrik zusammen in einem Dorf, einem Weiler, unterzubringen. Sie müssen sich aus eigener Kraft über Wasser halten, selber wieder «schwimmen» lernen. Das ist nicht leicht. Zwölf Jahre lang sind Andere für sie geschwommen. Zwölf Jahre lang lebten sie nicht mehr ein eigenes Leben. Sie, die doch auch einmal selbständig ihren Weg gefunden hatten, waren jetzt mehr als ein Jahrzehnt lang durch Lager geschleust worden. Widerwillig hatten sie in EB-Sälen die eintönige Lagernahrung genossen, in Schlaf-Sälen den gestörten Lagerschlaf geschlafen, sich auf den Klang der Lagerglocke hin erhoben, tagsüber in geschenkten Kleidern die wenigen Schritte getan, die ihnen der Stacheldrahtzaun erlaubte. «Das Lagerleben läßt den Körper einrosten.» – Aber ein hoher Prozentsatz, bis zu 80% gewöhnt sich sehr rasch an ein, normales Leben.

Von selbst geht es nicht. Die Erbauer eines solchen Europadorfes können zwar Grundstücke erwerben, Pläne zeichnen, Fundamente ausheben, Steine aufeinander schichten. . . zwanzig Elternpaare mit 130 Kindern in die Häuser verlegen. Damit ist indessen erst das Äußerste getan. Beim Einzug melden sich die Schwierigkeiten. In ihrem Lager, dem «neuen Ghetto», haben früher-unabhängige Menschen verlernen müssen, all die kleinen Entscheide zu treffen, die jeder Tag, jede Stunde erfordert. In ihrem neuen Dorf sind sie stets von neuem in Versuchung, von ihren Betreuern alles zu erwarten, selbst das Denken und Handeln. Sie kennen die Verantwortung nicht mehr. die Tatkraft, die Initiative, das selbst-Zugreifen, das sich-Behelfen. Alles müssen sie

neu erlernen. Unendliche, unerwartete Aufgaben für die Mitarbeiter – letzten Endes für den Pater, auf den alles zurückfällt! – Aber es gerät: «In meinen Dörfern ist es der Mensch, der sich in seinem Hause eingerichtet hat; der seine Miete bezahlt; der sein Brot ißt, das er im Schweiße seines Angesichtes verdient; der seinen Radioapparat oder sein Motorrad kauft, und der, nachdem er seinen Koffer ausgepackt hat, seine Ikonen und das Bildnis seiner Eltern, die Fotografie seines Schlosses oder seines kleinen Gehöftes an die Wand hängt. Die Eingliederung, die Integration, wird zwei Jahre nach der Niederlassung wirklich. Gehen Sie nach Aachen! Die Leute dort sind wie Sie und ich. Keine Engel, oh nein! Nur Menschen. Der Mensch ist immer wunderbar und enttäuschend zugleich. . . Meine ‚irrenden Menschen‘ tun dasselbe wie wir: ihr Bestes. Wir dürfen ihnen keinen Heroismus zumuten, den wir nicht auch von uns verlangen.»

Nicht leicht fällt es, aus den Zehntausenden gerade jene auszuwählen, die das Glück haben sollen, in einem solchen Dorf zu leben. Père Pire sucht vor allem die kinderreichen Familien. «In Bregenz haben wir eine russische Familie, die vor einigen Monaten ihr neuntes Kind bekam. Im gleichen Dorf leben eine jugoslawische Witwe mit ihren neun Kindern, ein ungarisches Ehepaar mit sechs Kindern und eine Ukrainerin mit sechs Kindern.»

Nicht alle sind imstande, sich richtig in die neue Selbständigkeit hineinzuleben. Deswegen brauchen sie noch lange verständiger Hilfe. Der Organisator muß die werdenden Dorfbewohner auch am richtigen Ort unterbringen. Jeder angesiedelte Flüchtling soll sich «mit seiner neuen Heimat so weit als möglich ‚verwandt‘ fühlen. Ein Pole wird in Belgien eher fußfassen als in Deutschland. Der Ostflüchtling wird soweit wie nur möglich vom eisernen Vorhang entfernt leben wollen oder mindestens in einem Land, von dem er weiß, daß es den Sowjets die Stirn bietet. . . Und schließlich muß der Flüchtling wirklich den Willen haben, sich in einem Dorf niederzulassen. . . Viele möchten das Lager überhaupt nicht mehr verlassen und sich nie mehr anstrengen müssen. . . Wo der Stolz dem Bettlertum unterliegt, verliere ich.»

Aus der Tatsache der Europadörfer erwächst dem Belgier die Vision eines neuen Erdteiles. Er nennt ihn «Europa des Herzens».

## JOHN BOYD ORR

Hunger – grausamster Würgengel! Ist kein Kraut gewachsen gegen Unterernährung oder Angst davor? Werden wir nie fertig werden mit dieser furchtbaren Plage? der Ursache zu den häufigsten Zusammenstößen von Mensch gegen Mensch? Volk gegen Volk?

Unter dem Eindruck des Hungers und der Unterernährung während des letzten Weltkrieges schufen die im Kampfe gegen Hitler und Mussolini verbündeten Nationen wenige Monate nach der Kapitulation von Japan die Weltorganisation für Ernährung und Landwirtschaft, *Food & Agriculture Organisation*, FAO. An der Gründungsversammlung in Quebec, Ende Oktober 1945, meldete sich einmal ein technischer Berater der englischen Regierung zum Wort. Ein einziges Mal. Während Sir John Boyd Orr seine Gedanken entwickelte, ging es wie ein Schlag durch die beratenden Vertreter von 42 Nationen: «Der ists. Dieser Schotte vereinigt alle Eigenschaften in sich, die sich sonst auch bei hervorragenden Begabten nur vereinzelt finden. Was braucht der kommende Leiter der neuen Organisation anderes als das, was dieser Betreuer des Brotkorbes der Engländer während des Krieges an den Tag legte? Er besitzt durchdringende Einsicht in die Tatsachen des Ernährungslebens auf Erden; scharfe Voraussicht dessen, was kommen muß und kommen wird; wendige Hand zum Bewältigen der Aufgaben, ein warmes Gemüt – dazu außerdem das sprühende Prophetenfeuer, das aus seinen Augen leuchtet.»

Als am 1. November 1945 Diplomaten und Sachverständige Quebec verließen, brachten sie nicht nur eine Resolution mit schönen Vorsätzen heim in ihre Länder, sondern auch die Überzeugung: «Als erster Generaldirektor wird Boyd Orr die Organisation zweckdienlich aufbauen und unverzüglich zu großer Leistung führen.»

Seit dem Zusammenbruch des Völkerbundes 1939 hatten Maßgebende die Erkenntnis gewonnen: Auch die angemessensten politischen Maßnahmen werden den Frieden nicht sichern, solange unerträgliche wirtschaftliche Nöte einen Teil der Völker peinigen. Stets wird es diese reizen, gewalttätig eine Änderung der Zustände anzustreben, unter denen sie nicht richtig zu leben vermögen. Ebenso wenig bringen wir eine rechtliche Ordnung im Zusammenleben der Staaten zustande, wenn Regierungen und Völker es nicht verstehen, ihr Dasein und das der Andern geistig zu meistern. Wie eine Feuerwehr wird der «Sicherheitsrat» darüber wachen, daß sich kleine Brandherde nicht ausweiten zu einem Großfeuer. Ein auf die Dauer geordnetes Nebeneinander der Staaten jedoch wird allein durch eine Milderung der wirtschaftlichen, sozialen und geistigen Spannungen ermöglicht. Das erreichen wir nur durch Vereinbarungen in einem «Wirtschafts- und Sozialrat», der die ungeheuer-verwickelten und -verschachtelten Verhältnisse immer von neuem überprüft. Er muß einer viel größeren Anzahl von Staaten die Möglichkeit zur Mitarbeit verschaffen und darf nicht gehemmt sein durch die Fessel der Einstimmigkeit. Zur Vorbereitung wie zur Ausführung braucht dieser «ECOSOC» (*Economic & Social Council*) eigens für diesen Zweck geschaffene Einzelorganisationen. Deren erste gilt vernünftigerweise dem Bedürfnis der Menschen, das sie zuoberst und ständig wieder schmerzlich nagend spüren: dem Hunger.

Auf der Fahrt von Quebec nach seinem neuen Arbeitsplatz, Washington, machte sich der überraschend zum Generaldirektor ernannte Boyd Orr klar, was er zu tun hatte, und welche Mittel ihm zu Gebote standen. In den vorbereitenden Verhandlungen der Mächte seit 1942, besonders aber seit Mai 1943 (in Hot Springs, Virginia) hatten zwei gegensätzliche Auffassungen um Anerkennung gekämpft: die Zurückhaltenden hatten nichts angestrebt als eine Stelle, die sämtliche Gegebenheiten über die Stillung des Hungers und die Beschaffung der Nahrungsmittel aus aller Welt sammelt und sie Interessenten zugänglich macht. – Die Vorwärtsdrängenden dagegen riefen nach Handgreiflichem: die neue Organisation soll den Wirtschaftenden helfen, zur größten Leistungsfähigkeit zu gelangen und künftighin verderbliche Krisen zu ver-

hindern. – Durchgesetzt hat sich ein Kompromiß. – Doch er, der tatkräftige Schotte, wird handeln, handeln, handeln. Vorläufig hat er in seinem «Sekretariat» nur zwei Männer, den Amerikaner Gove Hambidge, der die Öffentlichkeit für die Sache gewinnen soll, und McDougall, einen australischen Wirtschaftler, der als Abgesandter seiner Regierung 1942 zur Besprechung der Weizenfrage nach Amerika gekommen war. Einer seiner Artikel, das «Memorandum McDougall» hatte die Aufmerksamkeit von Eleanor Roosevelt auf sich gezogen. Sie hatte ihm den Weg zum Präsidenten gebahnt.

Das war der erste Schritt zur Hungerkonferenz von Hot Springs (1943) gewesen. – Anfangs 1946 hatte Boyd Orr seinen «Stab» beieinander. Allem vorausgehen mußte die Speisung der Hungernenden. Sollen alle Menschen satt werden, müssen viele günstige Umstände zusammentreffen, die allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse wie die Erzeugung von Nahrung aus Erde, Wald und Wasser. Demzufolge erhält die FAO fünf Abteilungen: Ernährung, wirtschaftliche Fragen, Land- und Forstwirtschaft samt Fischerei.

Die fünf Mitarbeiter beraten mit ihrem Chef: «Wieviel Nahrung braucht der Mensch, die Menschheit? Wieviel ist vorhanden? Wie gelangt sie vom Boden zum Mund?» – Wenn jemand für die Leitung dieser Arbeit vorbereitet war, so Boyd Orr. Seit dieser Sohn eines Bauern und Geschäftsmannes in Airshire angefangen hatte, die Menschen um sich zu beobachten, hatte er mit Schrecken das Elend einer überraschend-hohen Zahl festgestellt. Selbst in seiner nächsten Umgebung, in der Gegend von Aberdeen, litten mehr Hungernde, als die Satten sich vorgestellt. John, 1880 geboren, teilte die gottergebene, menschenfreundliche Haltung seines Vaters um die Jahrhundertwende. Gleichzeitig aber wurde ihm bewußt: «Sie ist hohl ohne allgemeine und besondere praktische Maßnahmen, die auf eingehender Kenntnis beruhen. Das Studium der Theologie allein führt deshalb nicht zum Ziel. Dem Hungernden nähert sich auch Gott nur mit einem Stück Brot in der Hand.»

Sobald sich der junge Boyd Orr als Lehrer auf dem Lande die Mittel zum Weiterstudium verdient hat, vertieft er sich in das Wunder des menschlichen Leibes und Lebens. Die üblichen vier Jahre eifrigen Studiums genügen ihm nicht. Nach acht Jahren erst

verläßt er die Universität Glasgow als Doktor der Medizin und der Physiologie. In den «slums» seines Heimatlandes gewinnt er als Arzt eine erste tiefe Einsicht in die Nöte seiner Landsleute. Sie erschüttern ihn bis ins Innerste. Sie lassen ihn nicht mehr los. Kriegsdienst an der französischen Front eröffnet 1914 dem 34-jährigen für seine Tapferkeit ausgezeichneten Offizier noch ergreifendere Blicke auf die Verhältnisse von Soldaten aus vielen Ländern, ja Erdteilen. Wie will der Heilende seinen Verwundeten und Kranken helfen, wenn sie infolge Unterernährung nicht hinreichende Kraft besitzen, um den Angriffen auf ihre Gesundheit die Spitze zu bieten? Vielen Kindern fehlt ja selbst das Unerläßliche, die Milch, unentbehrlich für den Aufbau eines widerstandsfähigen Leibes. Viele Kühe geben nicht so viel und so gute Milch, wie die Kleinen bedürfen. Wer Leistungsfähigkeit und Gesundheit seines Volkes heben will, muß bei der Ernährung beginnen. Wer die Ernährung der Menschen auf den gebührenden Stand bringen will, muß bei den Haustieren anfangen.

Wie gut, daß Boyd Orr beide Arten von Eigenschaften in sich trägt: die des praktischen Bauern und die des scharf-beobachtenden Mannes der Wissenschaft! An der Spitze eines neu-gegründeten Institutes für die Ernährung der Haustiere in Aberdeen (Rowett Institute) und einer Versuchsfarm von tausend acres (400 Hektaren) erwirbt er sich grundlegende Erkenntnisse, die bisher noch keiner besaß.

Sobald die Forschung bei den Tieren weit genug gediehen ist, stößt er ins Gebiet des Menschen vor. Ein weite Kreise umfassendes Experiment an Schulkindern zeigt: Ein halber Liter Milch im Tag genügt, um aus Bleichschnäbeln frische, muntere Kinder zu machen. Daheim und auf Wanderungen durch ganz Schottland und England lernt Boyd Orr Arbeits-, Lebens- und Nahrungsverhältnisse seiner Mitbürger kennen. Bald erfaßt er: In manchem Fall hilft weder Medizin noch Operation. Oft ist dagegen weder das eine noch andere nötig. Etwas viel Einfacheres verspricht Abhilfe: eine Ernährung, die den Menschen gesund und arbeitskräftig werden läßt. Zu seinem steigenden Erstaunen, ja Entsetzen, gewahrt der Forscher bedenkliche Mängel – nicht nur in Großstädten und Arbeitervierteln, sondern auch bei Landbewohnern,

die doch unsere Nahrung hervorbringen. Diese Pächter und Landarbeiter leben unter unverantwortlich ungünstigen Umständen. Wie lange hatte auch er davon keine Ahnung gehabt! Das Verhängnisvollste ist indessen nicht einmal der auffallende nackte Hunger der besonders-Armen, sondern der unbekante, der «verborgene» Hunger, der allgemeine Mangel an einzelnen, wichtigen, unentbehrlichen Bestandteilen der Speisen, auf die bisher auch die Kenner nicht geachtet hatten. «Mehr Eisen ins Blut!» Diese andersgemeinte Mahnung trifft in einem buchstäblichen Sinn den Nagel auf den Kopf. Freilich: Nicht nur mehr Eisen! Überhaupt mehr Mineralsalze! Mehr Kalk! Mehr Kali! Mehr Jod! Mineralsalze aller Art, natürlich in gelöstem Zustand, oft nur in geringsten Mengen, sind unentbehrlich.

In den gleichen Zwanzigerjahren hatten andere Fachleute ihre Aufmerksamkeit auf andere Seiten der Ernährung gerichtet. Durch eine Unzahl von Versuchen und Untersuchungen hatten sie auf das genaueste die Bedürfnisse an Nahrung im menschlichen Körper festgestellt. Damals erfuhr alle Welt verwundert: «Die Zufuhr der Brennstoffe für unsere Lebensflamme genügt nicht.» Gewisse Forscher zeigten uns die Unersetzlichkeit der Schutzstoffe wie Aminosäuren zur Bildung von Eiweiß. Besondern Eindruck machte der Hinweis auf die merkwürdigen, vorläufig unsichtbaren und unfaßbaren, aber wirkenden Stoffe, die unter dem Namen Vitamine ihren Siegeszug antraten.

Verglich Boyd Orr Menge und Güte dessen, was ein Mensch verzehrte, mit dem, was er und andere Kenner errechnet hatten – welcher Unterschied! selbst bei solchen, die man für richtig-ernährt hielt!

Die grundlegende Einsicht, die der Forscher bei seinen sehr weit geführten Untersuchungen gewann, war beides: verblüffend und selbstverständlich! Die Menschen aßen nicht, wessen sie bedurften, sondern was sie «vermochten», das heißt was sie sich leisten konnten mit dem Einkommen, das sie verdienten. Eine erschreckend-große Zahl aber konnte das nicht bezahlen, was eigentlich unerläßlich gewesen wäre. Ausgerechnet eine Familie mit vielen Kindern zum Beispiel mußte diese Vielen ungenügend ernähren, während die andere imstande war, ihre Wenigen mit allem Nötigen

zu versehen – und darüber hinaus! – Boyd Orrs eigenste Leistung war die Gliederung der Menschen nach bestimmten Gruppen, gestützt auf ihre soziale Stellung und ihre finanziellen Verhältnisse.

Seine früheren Schriften hatten Beachtung gefunden – im Kreise seiner Fachgenossen. Das Büchlein, in dem er 1936 die Ergebnisse seiner Forschungen über die Beziehungen zwischen «Nahrung, Gesundheit und Einkommen» (Food, Health, & Income) veröffentlichte, weckte Stürme in der englischen Öffentlichkeit. Stimmen seine Schlußfolgerungen? Ist es wahr, wenn er behauptet: Nicht nur einige wenige, besonders-ungünstig-gestellte Landsleute, sondern große Schichten der englischen Bevölkerung erhalten nicht alles Nötige – im reichen England, im reichsten Land auf Erden? – Empörung, Widerspruch, Vorwürfe! – Am Ende siegt die Erkenntnis: er hat recht. Niemand ist imstande, Boyd Orrs Angaben beweiskräftig zu widerlegen. – Gestützt auf seine Einsichten entsteht im Laufe der 30er Jahre eine unaufhaltsame Bewegung zur Besserung der Lebensverhältnisse im Vereinigten Königreich – mit dem Erfolg, daß heute nur noch ein Zehntel der Bevölkerung irgendeine Form von «verborgenem Hunger» aufweist.

Boyd Orrs Forschungen erregen Aufsehen auch auf dem Festland und in den USA. Dort kommen Kollegen bei ähnlichen Untersuchungen zu entsprechenden Ergebnissen.

Ein schwerer Rückschlag im wirtschaftlichen Leben wirft seit 1929 alles Gewohnte über den Haufen. Die Krise ergreift sämtliche Lebensbereiche, bedroht sogar festgefügte Staaten. Die allgemeine Erschütterung zwingt selbst den Völkerbund, der sich bisher fast ausschließlich mit dem Politischen befaßt hatte, sich um Gesundheit und Speise der Völker zu bekümmern. Alle leiden ja unter der neuen Not: Die Konsumenten können die Lebensmittel nicht mehr kaufen, sognern sie möchten. Sie hungern angesichts der Überschüsse, die unsere Bauern nicht mehr an den Mann bringen! 1932 suchen die Staaten nach Heilmitteln an einer internationalen Wirtschaftskonferenz in London. Diese zeigt eine verzweifelte Ratlosigkeit. Einig sind die Vertreter nur auf *einem* Punkt: «Um die Notlage der Verkaufenden zu beheben, gibt es nur *ein* Mittel: die Produktion einschränken!» Unter dem Einfluß seines wirtschaftlichen Beraters McDougall wehrt sich Bruce, der ehe-

malige Premier der australischen Regierung, gegen die Lebensfeindschaft dieser Einstellung: «Damit treibt ihr eure Völker dem Faschismus und Kommunismus geradezu in die Arme.»

In dieser verzweifelten Lage beauftragt der Völkerbund seine Sachverständigen auf dem Gebiete der Gesundheit mit umfassenden Untersuchungen nach dem Beispiel Boyd Orrs. Sie kommen zur Auffassung: «Nicht die Produktion drosseln! Im Gegenteil: dem Konsumenten durch Arbeit Verdienst geben und damit die Möglichkeit, die Produkte zu kaufen!» Die Menschheit braucht Speise; die Bauern wollen sie beschaffen. Also! Gesundheit und Landwirtschaft gehören zusammen – wie Mann und Frau.

Ein Völkerbundsbericht von 1937 über «Die Beziehungen zwischen Ernährung, Gesundheit, Landwirtschaft und Wirtschaftspolitik» überträgt Boyd Orrs Gedanken auf die breite Front aller Staaten und Völker. Er wird zu einem «bestseller» unter den Veröffentlichungen des Völkerbundes. Alle Staaten ernennen nationale Ernährungskomitees. Eine weltumfassende Bewegung zeichnet sich ab – und wird urplötzlich verhängnisvoll auf ganz andere Bahnen geführt – durch den Krieg, den Zweiten Weltkrieg. Welches ist der erste Staat, der seine Ernährungspolitik auf die Ergebnisse der Völkerbundsuntersuchungen aufbaut? – Sein erbittertster Gegner, Hitler-Deutschland! Ihm folgen die übrigen, gern oder ungern. Der gründliche Kenner dieser Verhältnisse, Hambidge, empfindet das Beispiel England als besonders aufsehenerregend. Trotz Mangel an Nahrungsmitteln, Bombardierung, Transportschwierigkeiten und der Einförmigkeit der Kriegsernährung waren in Großbritannien die Bedürftigen während des Krieges besser ernährt als je vorher. Die Wohlhabenden hatten auf ihren Luxus zu verzichten; die Armen erhielten mehr vom Notwendigen.

Während des Krieges richteten alle Maßgebenden in sämtlichen Ländern ihre Augen auf die reichen USA mit ihren schier unerschöpflichen Vorräten und Möglichkeiten. Aus diesem Grunde reisen 1942 auch Boyd Orr und McDougall nach dem neuen Kontinent. Von ihnen und andern über die Gefahr unterrichtet beruft Präsident Roosevelt die Vertreter der Verbündeten zur Hungerkonferenz von Hot Springs (Mai 1943, Seite 147). Amtliche Verpflichtungen hindern den englischen Sachkenner teilzunehmen.

Seine Botschaft jedoch hinterläßt einen tiefen Eindruck: «Wenn ihr den Kriegs- und den Nachkriegshunger besiegt habt, steht ihr erst auf dem Stande von 1938. In jenem Jahr aber waren mehr als die Hälfte der Völker erheblich unterernährt. Damals waren sie ans Hungern gewöhnt. Nach Krieg und Sieg jedoch werden sie nicht mehr bereit sein dazu!»

Die Versammlung begreift – und veranlaßt – das ist ihr wichtigster, ihr historischer, ihr entscheidender Beschluß – eine Gruppe von Sachverständigen, die Grundlagen für eine dauernde Einrichtung zu erarbeiten, die beidem in Zukunft entgegentreten soll: dem Hunger auf Erden und den Absatznöten der Landwirtschaft. Aus den beschwingten Verhandlungen dieser «Interimskommission» geht die FAO hervor, die Weltorganisation für Ernährung und Landwirtschaft. Im Oktober 1945 nimmt sie Gestalt an – und Boyd Orr wird ihr erster Leiter (Seite 145). Mit Feuereifer macht er sich ans Werk, als «erster Weltbürger in einem internationalen Dienst». Seine Sorge gilt nicht nur der Ernährung. Noch mehr liegt ihm die Einheit der Menschheit am Herzen. Auf seinem Gebiete läßt sich wenigstens ein gewisser Grad davon verwirklichen. «Können sich die Nationen nicht einigen in einer Politik der Beschaffung von Lebensmitteln, die ihnen allen hilft: – wo werden sie sich dann zu einigen vermögen?»

Mit seinen ersten Mitarbeitern stellt Boyd Orr fest, was die Menschheit braucht, und was ihr zu Gebote steht (World Food Survey, Überblick über die Ernährung auf Erden): Groß, doch nicht allzu verhängnisvoll ist schon der Mangel beim Zucker (12%), beim Getreide (21%), bei Wurzeln und Knollen (27%). Stärker müssen wir uns anstrengen bei der Erzeugung von Fett (34%) und Fleisch (46%). Am erschreckendsten ist der Mangel bei den Hülsenfrüchten (80%), bei so etwas Grundlegendem wie der Milch (100%: das Doppelte!) und erst recht bei Obst und Gemüse (163%).

Nicht lange bleibt es bei diesen Feststellungen. Boyd Orr will handeln – und erhält unversehens *einen* Auftrag nach dem andern. Mit dem «Ende Feuer» werden die Notorganisationen, die während des Krieges den Hunger nach Kräften bekämpft hatten, ihre Tätigkeit einstellen. Die Not aber bleibt bestehen. Sie wird in den

ersten Jahren sogar noch wachsen. Bitterer Mangel und schleichende Unterernährung werden unheilbaren Schaden anrichten, wenn wir ihnen nicht erfolgreich auf den Leib rücken. Aus diesen Gründen beantragen einige Delegierte an der ersten Generalversammlung der UN in London die Schaffung einer neuen Organisation als Ersatz für jene Kriegsorganisationen. Diesen Vorschlag meldet der nach England gesandte FAO-Vertreter McDougall telephonisch seinem Chef in Washington. «Unsinn», donnert Boyd Orr in den Apparat, «eine zweite Organisation aufzustellen! Zwar haben uns die Gründer der FAO nicht geboten, selbst Nahrung zu beschaffen. Aber Arbeiten dieser Art liegen doch in unserem Bereich!»

Ohne Zögern läßt er eine Sonderversammlung einberufen zur Beratung von «dringenden Ernährungsproblemen». Im Mai 1946 senden 22 Regierungen ihre Vertreter an den Sitz des Sekretariates nach Washington. Nach einer Woche angestrengter, fachgerechter Arbeit kennen sie die Lage, wissen sie auch, was zu tun ist: Als Irrtum erweist sich die Auffassung, der allerdrückendste Mangel an Speise werde in einem Jahr behoben sein. Mindestens ein zweites ist in Aussicht zu nehmen. Fehlen doch zum Beispiel im Haushaltplan der Menschheit nicht weniger als 10 Millionen Tonnen Weizen. Da gibts nichts anderes als: an die Stelle des «Kriegsernährungsamtes» trete ein «Noternährungsrat».

In enger Verbindung mit dem Generaldirektor der FAO hat dieser Rat während der ersten beiden Nachkriegsjahre das Wesentliche getan, um die unmittelbare Nachkriegsnot zu bannen. Ihr Leiter, von Boyd Orr ernannt, gehört zwar nicht zum Stab der FAO. Gleichwohl besorgt das Sekretariat die Arbeit.

Die Sonderversammlung vom Mai 1946 hatte Boyd Orr um Vorschläge gebeten, wie sich Mängel und Überschüsse auf lange Sicht vermeiden ließen. Diese Anweisung erhielt die höchste Bedeutung für den Generaldirektor. Hier lag sein «Königsgedanke». – Bevor er indessen Zeit fand, an die Lösung der allgemeinen Aufgabe zu gehen, hatte er einige besondere Notlagen zu meistern. Unter den europäischen Notgebieten im Bereiche der UNO litt keines so wie *Griechenland*. Nicht nur standen viele Hellenen vor dem Hungertod; der Krieg hatte auch die Grundlagen der Er-

nahrung des Volkes zerstört: Felder, Rebberge, Olivenwälder, Wasserleitungen. . . Hier zeigte sich eine äußerst-schwierige, doch überschaubare Aufgabe in einem nicht-allzu-großen einzelnen Land. – Ohne Säumen sendet Boyd Orr eine vielseitige Gruppe von landwirtschaftlichen Sachverständigen nach Hellas. Sie raten den griechischen Behörden doppelt: wie sie die Lebensmittelenwendungen aus Amerika verwenden sollen, mehr noch, wie sie für die Zukunft ihre Landwirtschaft auf einen gesünderen Boden stellen können. (Die Ausführung der FAO-Vorschläge übernahm das Land selbst mit Hilfe der USA.) Außerdem wirkte bei der Verteilung von Lebensmitteln eine Amerikanerin griechischer Abstammung im Auftrage der FAO. Diese Spezialistin auf dem Gebiete von Hauswirtschaft und Ernährung gab nach dreijähriger hingebender Tätigkeit der Heimat ihrer Väter wertvolle Unterlagen in die Hände. Gestützt darauf war deren Regierung imstande, die unerläßlichen Gesetze für die weitere Ernährungspolitik zu erlassen. (Aus dem Einzelfall Hellas ist später eine wesentliche Seite der FAO-Tätigkeit entstanden, die «Technische Unterstützung», die Beratung der «neu-aufstrebenden Völker», die ihrer Landwirtschaft die zweckentsprechenden Grundlagen geben wollen – und dies erst mit internationaler Hilfe zu tun vermögen.)

Je länger sich Boyd Orr mit den unmittelbaren Nöten in einem besonders-stark-mitgenommenen Land und überall auf Erden beschäftigte, umso stärker wurde seine Überzeugung: «Das Programm, das Quebec für die FAO aufgestellt hat, ist zu zahm, zu eng. Nicht nur Forschen, Kenntnisse-austauschen, Beraten – auch Handeln! Nicht nur im Blick auf die nächsten Jahre, sondern im Gedanken an eine dauernde Verbesserung der Lebensmöglichkeiten auf Erden! Die rechtliche Organisation der Menschheit, das Zusammenwirken der Völker beginnt mit der Beschaffung und gerechten Verteilung der Nahrung!»

«Angesteckt» von der Kraft seiner Überzeugung erteilt die Versammlung vom Mai 1946 dem Generaldirektor die Weisung, seine Vision umzusetzen in bestimmte Vorschläge. Was hätte ihn mehr erfreuen und ermutigen können? Anstatt ihn zu bremsen, treiben ihn seine Auftraggeber, noch schneller zu arbeiten. Erfüllt von der Bedeutung dieser Zustimmung im richtigen Augenblick, beschleu-

nigt er – ist das noch möglich? – die Forschungen seiner Mitarbeiter, verstärkt er die eigene Anstrengung.

Vier Monate später, im September 1946, ein Jahr früher, als er es von sich aus gemacht hätte, unterbreitet Boyd Orr der Generalversammlung der FAO in Kopenhagen einen klaren Plan, dessen Kühnheit selbst die Vorwärtsdrängenden erstaunt. Der «Plan Boyd Orr» ist nichts mehr und nichts weniger als der uralte «Josefplan» vom Nilland im zweiten Jahrtausend vor Christi Geburt, übertragen auf die gesamte Erde in der Gegenwart, am Ende des zweiten Jahrtausends nach Christi Geburt: In fetten Jahren und fruchtbaren Ländern Vorsorgen für die magern Jahre und für alle Länder, besonders für die weniger-begünstigten! Nichts Geringeres als ein *Welternährungsamt* soll entstehen – noch heute stutzt jeder Staatsmann im Blick auf die Rechte, die ihm Boyd Orr zugedacht: über alle Landesgrenzen hinweg soll es ermächtigt werden, wichtige Nahrungsmittel, die dem Welthandel zur Verfügung stehen, einzukaufen, aufzubewahren und zu verkaufen – mit der Befugnis, für diese Waren Höchst- und Mindestpreise festzusetzen, mit Geltung für alle Länder. (Zum Aufstellen solcher Bestimmungen zuständig ist ja sonst eine Regierung nur für ihr Land.) Das alles nicht im Interesse *einer* Gruppe: entweder der Produzenten, die hohe Preise verlangen, oder der Konsumenten, die billige Waren heischen, sondern zum gemeinsamen Wohl beider – unerhört! –. Fällt die Ernte reichlich aus, sinken die Preise oft so tief, daß der Bauer kein rechtes Entgelt mehr bekommt für Mühe und Schweiß. Kauft das Amt in dieser Zeit, verschafft es dem Nahrungsproduzierenden den Preis, den er braucht; den er sonst nicht erhielt. Auch vermittelt er dem Esser die Nahrung, die dieser sonst nicht bekäme.

Den Zögernden, die diesen Plan allzu dreist finden, entgegnet Boyd Orr: «Das nennt ihr revolutionär? Keine Rede davon! – Mein Plan bringt nur bereits vorgekehrte nationale und internationale Maßnahmen in ein zusammenhängendes Ganzes. – Verfrüht? Zwingt uns nicht die hastig-rennende Zeit zu ciligem Handeln, wollen wir die riesigen sozialen und wirtschaftlichen Fragen lösen, die allen Ländern gestellt sind? – Offen stehen uns nur zwei Wege: Entweder, Vorwärts zum Zusammenwirken aller mit allen

zu aller Wohl!‘ oder ‚Zurück zum Kampf aller gegen alle zu aller Tod! zum Untergang unserer Kultur!‘ Sind wir *hier* nicht fähig zu gemeinsamem Vorgehen – *wo* soll es uns denn gelingen? – Einigen wir uns tapfer auf die erforderlichen Maßnahmen, wecken wir Hoffnung. Die Hoffnung auf ein besseres Morgen wird alle Völker befähigen, die Härten des Heute zu ertragen. Darum: vorwärts zum Frieden!«

Die Verhandlungen der FAO-Generalversammlung in Kopenhagen beginnen vielversprechend – und enden in der Niederung. Wo sind Schwung und Mut des Frühlings geblieben? Die Delegierten (ihre Regierungen!), sprechen zwar viele Wünsche aus – bringen aber nicht den Mut auf, etwas zu wagen. Nur kein «Amt» mit dem Recht, irgendetwas zu bestimmen, was im Bereich ihrer eigenstaatlichen Befugnis liegt! Ihre Souveränität geht ihnen über alles, «über alles in der Welt».

Boyd Orr steht vor Ruinen. Bruce müht sich, zu retten was zu retten ist. Anstatt eines «Welternährungsamtes» errichtet die Generalversammlung auf seinen Vorschlag hin im folgenden Jahr (1947 in Genf) einen «Welternährungsrat» – kein Amt mit der Ermächtigung zum Tun – nur einen Rat zum Beraten.

«Beraten, beraten, beraten!» wettet Boyd Orr. «Und vor lauter Beraten die Menschheit untergehen lassen!» – Ein halbes Jahr später verläßt er seinen Posten bei der FAO. Mögen Männer mit weniger-hohem Flug der Gedanken das Weltbrotwerk ausbauen und langsam zum Wirken führen: – *er* widmet die letzte Kraft seiner siebenziger und achziger Jahre der Förderung des Weltfriedens auf eine Weise, die ihm nach den herben Enttäuschungen mit den Regierungen der «westlichen» Staaten mehr zu versprechen scheint. Solange diese nicht bereit sind, zugunsten der Gesamtheit auf einen Teil ihrer Souveränität zu verzichten, ist jeder Plan der «gradweisen» Umgestaltung ein Schlag ins Wasser.

Eine Genugtuung bleibt ihm, der Nobelpreis für den Frieden. Dankbar benutzt er die Gelegenheit, die ihm die damit verbundene Verpflichtung zu einem Vortrag in Oslo bietet. Dort hatte Nansen den «Realpolitikern» die Erkenntnis zugerufen, an die jetzt niemand mehr dachte: «Nächstenliebe ist Realpolitik, die einzig mögliche.» – Seinen Zuhörern aus aller Welt schärft Boyd Orr ein:

«Der Weg zum Frieden geht über die Speisung der Hungernden – doch nicht auf dem Wege des Almosens, sondern auf dem der Arbeit aller für alle.» – Die große Welt lauscht den Worten des Nobelpreisträgers. Welche Folgerung zieht sie daraus? – Eingehend untersucht Boyd Orr die Beziehungen zwischen

*Wissenschaft und Frieden:*

Bis jetzt ist die Geschichte unserer Zivilisation eine nur von Zeit zu Zeit kurz unterbrochene Reihe von Kriegen gewesen. . . . Heute stehen wir am Ende dieser Epoche. So wirksam sind die durch Wissenschaft und Technik hervorgebrachten Waffen geworden, daß ein Kampf zwischen Großmächten nur noch *Besiegte* hinterläßt. Jetzt stehen wir im Übergangsstadium zwischen der Zeit der sich bekriegenden Reiche und einer neuen von Welteinheit und Frieden.»

Die Wissenschaft formt die Gesellschaft: «Das Schießpulver hat dem Feudalismus ein Ende gesetzt.» Die Dampfmaschine hat uns die industrielle Revolution gebracht. «Noch wichtiger war die Geburt neuer Ideen.» Durch die Erfindung von Radio und Flugzeug sind wir eine einzige Welt geworden, in der jedes Ereignis auf alle andern Völker wirkt. Wir sind jetzt so sehr gegenseitig voneinander abhängig, daß die durchgeführte, unbeschränkte Souveränität der Staaten sich überlebt hat.

Heute stehen wir vor der unabweisbaren Notwendigkeit, irgendeine Art von Weltregierung zu schaffen. Allein die Leiter der Staaten leben mit ihren Auffassungen noch im 19. Jahrhundert. Im geschäftlichen Niedergang der dreißiger Jahre brach indessen das herrschende Wirtschaftssystem zusammen – unfähig, den großen Reichtum zu verwerten, den moderne Wissenschaft und Technik hervorzubringen vermag. Heute geben diese uns die Mittel, den Hunger aller zu stillen. – Kein Friede auf Erden, solange einem bedeutenden Teil der Bevölkerung das Lebensnotwendigste fehlt und er glaubt, eine Änderung des politisch-wirtschaftlichen Systems werde sie ihm verschaffen! «Friede auf Erden» heißt «Fülle auf Erden».

Die bisherige Entwicklung hatte einen bestimmten Charakter:

An die Stelle der wandernden Stämme traten Gemeinwesen mit festem Wohnsitz. Mit der Zeit bildeten sie Staaten, die ihr Gebiet durch Eroberung ständig vergrößerten. «Jetzt bewegen wir uns von der gewalttätigen Eroberung zur Einigung durch gemeinsames Übereinkommen. In diesen Zusammenschlüssen ordnet jeder Staat seine innern Angelegenheiten durch eine eigene Regierung. Eine zentrale Regierung wird die Verhältnisse *zwischen* den Staaten regeln und jedem Krieg innerhalb der Union ein Ende setzen. Der erste Versuch, diese Einigung zustandezubringen (der «Völkerbund») brach zusammen. Der zweite, die Vereinten Nationen, übertrifft den ersten. Neben Generalversammlung und Sicherheitsrat stehen der Wirtschafts- und Sozialrat mit seinen Spezialorganisationen für Brot, Arbeit und Gesundheit, sowie die Weltbank mit Krediten für das nötige Werk. Hier besitzt die Menschheit endlich die Einrichtungen, durch die unsere Regierungen gemeinsam Hunger, Armut und Seuchen auszurotten, gemeinsam Wohlstand in Landwirtschaft, Industrie und Handel zu fördern vermögen. Dieser Wohlstand wird andauern; denn er gründet sich auf die Bedürfnisse der Menschen. Die «Spezialorganisationen» könnten sich auswachsen zu Weltministerien für Ernährung, Gesundheit, Arbeit, Handel und Finanz – wahren Vorstufen einer Weltregierung. Jetzt ist bei den 60 in der UNO vertretenen Regierungen viel die Rede von Zusammenarbeit – oft hohles Gerede! An dessen Stelle trete die Tat! Legte jede zum Beispiel für je 20 Einheiten ihrer Währung, die sie der Vorbereitung des Krieges widmet, je eine einzige in einen Entwicklungsfonds; räumte sie den «Spezialorganisationen» auch ein wenig Recht zu selbständigem Handeln ein, hätten die politischen Streitigkeiten in wenig Jahren ihren Sinn eingeübt. – Gewisse Kritiker haben die Vereinten Nationen lächerlich machen wollen mit dem Spruch, diese betrachten es als ihre Aufgabe, jeder Hottentottenmutter jeden Tag einen halben Liter Milch zu verschaffen. – Da ist nichts zum Lachen. Im Gegenteil: gerade das stünde in Übereinstimmung mit dem höchsten Ideal einer Weltregierung. Wenn einmal die sogenannten christlichen Nationen die allgemeine Brüderlichkeit der Menschen anerkennen und das Beispiel des großen Friedefürsten befolgen (Hungrige speisen, Elend und Krankheit lindern), dann zieht ein

neuer Geist ein in die Welt; dann wird jeder den Gedanken an einen Krieg verabscheuen.

Wie würde ein Krieg heute aussehen? – Man überlege sich die Zerstörungsmacht der Atombombe und der noch ärgeren biologischen Waffen! Ein beschränkter Krieg (ohne Atombombe) ist eine Illusion. Es ist leichter, den Krieg ganz aus der Welt zu schaffen, als eine einzelne Waffe auszuschalten.

Wenn die Menschen, denen die Geschicke der Nationen anvertraut sind, sich nicht zurückhalten lassen durch ethische oder religiöse Überzeugungen, muß die wohlverstandene Selbsterhaltung sie dazu bringen. Der erste Schritt dem Frieden entgegen muß eine Lösung der gegenwärtigen Spannungen sein. Dazu bringt uns keine Propaganda, die Furcht und Haß erregt. Die Russen sollen einsehen, daß «die Lage der arbeitenden Klassen» in England und im ganzen Abendland nicht mehr jene ist, die Karl Marx und Friedrich Engels angetroffen haben. – Die Westlichen sollen anerkennen, daß die Russen seit der Beseitigung des Zaren bedeutend fortgeschritten sind. Das wahre Übel des russischen Staates ist nicht der Kommunismus, sondern die Geheimpolizei und die Konzentrationslager. Eine neue großherzige sympathische Haltung des Westens würde wohl dazu beitragen, bei den Östlichen die Angst vor dem Kriege zu zerstreuen.

Wichtiger als das Negative ist das Positive. Der Weg zu Welt-einheit und Frieden führt über den Beginn der tatsächlichen Zusammenarbeit. Die Schwierigkeit besteht im Anfangen. Dazu haben wir heute eine wunderbare Gelegenheit: in gemeinsamer Bekämpfung der Seuchen und gemeinsamer Verdoppelung der Produktion. Auf diesem Wege zum Frieden vorausgehen sollte jene Regierung, die sich am stärksten fühlt.

Die letzte Entscheidung liegt bei den Völkern. Heute muß sogar in totalitären Ländern der Führer seine Handlungen vor dem Volk rechtfertigen. Jetzt finden sich die Völker zusammen in internationalen Organisationen. Letzten Sommer berieten zum Beispiel 350 Delegierte aus 20 verschiedenen internationalen Organisationen im Reichtagsgebäude von Stockholm – ohne Auftrag seitens der Regierungen, deshalb frei von politischen Vorurteilen. Wenn diese Bewegung weiter wächst, wird sie einen großen Beitrag leisten

an die Förderung internationalen Geistes. Regierungen, die den Frieden lieben, werden spüren: wenn wir für die Einheit der Welt arbeiten, haben wir nicht nur die Unterstützung unseres eigenen Volkes, sondern auch die von vielen Millionen in andern. «Wenn die Völker auf Erden sich zusammentun und mit vereinigten Stimmen Welteinheit verlangen, dann wird sie ihnen zuteil.»

Leicht wird diese Anpassung der alten Machthaber an die neuen Kräfte keineswegs sein. Für Europa zumindest gibt es nur noch *eines*: den Frieden – entweder den des Grabes oder einen neuen dynamischen Frieden, der uns in einem großen Sprung vorwärts führt zu einem neuen Zeitalter, in dem sich das Volk in jedem Land zu einem viel höheren geistigen und kulturellen Wohlstand erheben wird. «Sprechen wir weniger vom Krieg, der Furcht hervorruft, und mehr vom großen neuen Zeitalter! Laßt uns alle dafür arbeiten! Mögen die Kirchen in ihrem Glauben an die ewige und unveränderliche Wahrheit, die Jesus von Nazareth verkündet hat, ihre Anstrengungen für den Frieden verdoppeln. Dann werden wir in unserer Zeit den Anfang des Aufbaus einer neuen und bessern Welt sehen und damit das Erbe für unsere Kinder.»

1962 ist Boyd Orr einer der wenigen überlebenden Bahnbrecher für «Frieden durch Brot». Den Vorsitz in der «Union der Weltföderalisten» hat er Jüngeren abgetreten. Als Patriarch bebaut und verbessert er den kargen Boden seiner Heimat. Soviel Nahrung wie möglich für hungernde Menschen soll wenigstens jener Teil der Erde tragen, der ihm anvertraut ist. Seine Sorge für die Menschheit spricht der Schotte nicht mehr in schallenden Reden und leuchtenden Taten aus. In aller Stille zeigt er den Zeitgenossen drohende Gefahr und mögliche Rettung: Die an sich erfreuliche Sorge für die Gesundheit aller Menschen hat uns über Nacht eine Erscheinung gebracht, die uns nachdenklich stimmt. Der Sieg über die Seuchen, die Herabsetzung der Todesfälle, die Verlängerung des Lebens: – all das bewirkt ein Anwachsen der Bevölkerung, die Wissende als «Explosion» bezeichnen. Die jährliche Zunahme an Menschen ist seit 1800 aufsehenerregend gestiegen, von fünf Millionen in den Zeiten Napoleons auf 22 Millionen während des

Zweiten Weltkrieges. 1960 hat die Jahresvermehrung 60 Millionen erreicht, Unheimlich! – Wird dies Wachstum anhalten? gar in beschleunigtem Maß? die nächste Verdoppelung im Laufe eines Menschenalters? die nächstfolgende während 20 bis 25 Jahren? . . .

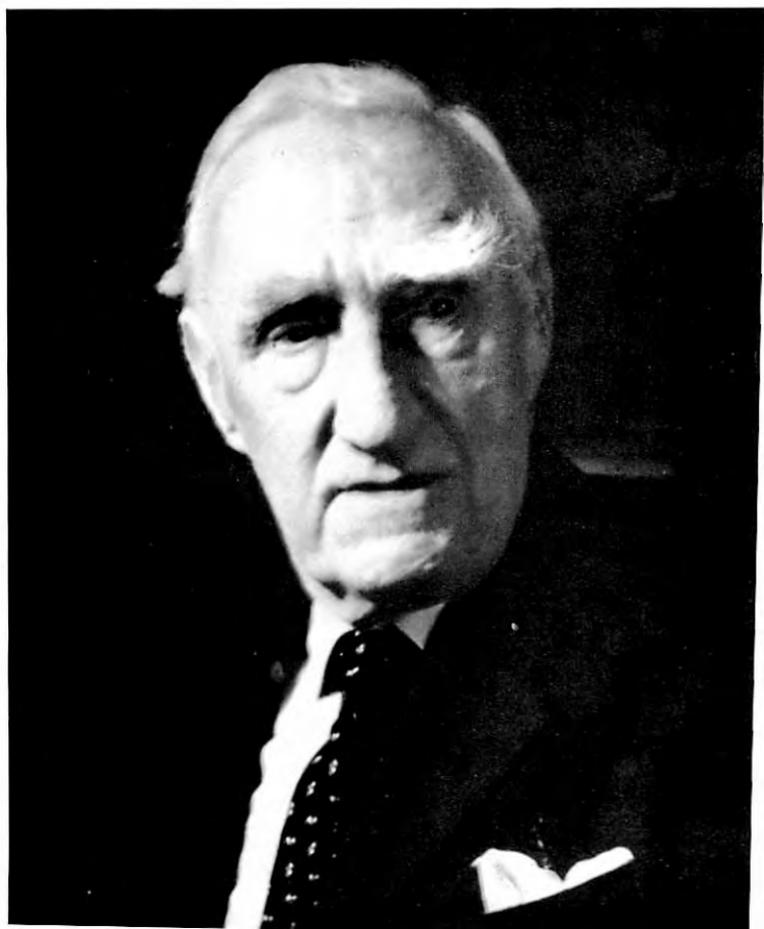
Wieviele Menschen vermag die Erde zu ernähren? – Boyd Orr, der Kenner, betont: Wissenschaft und Technik sind imstande, uns alles zu verschaffen, wessen wir bedürfen. Wenn einmal auch das durch die Entdeckung der neuen Kräfte gesteigerte Wachstum nicht mehr ausreicht, treten Laboratorium und Fabrik in die Lücke. – Allerdings: die Wissenschaft an sich ist machtlos. Nur wenn die Regierungen gut regieren, kann die Wissenschaft gut genug dienen. Die Herrschenden allein vermögen die entsprechenden Hebelarme zu bewegen. Einzig eine umfassende, eine föderalistische Weltregierung kann den unentbehrlichen, für alle berechneten Plan ausarbeiten und durchführen.

Ein blinder Verehrer dieser Planung ist Boyd Orr mitnichten. Er sieht: Sie raubt uns Freiheit – wie auch die von keiner Regierung angeordnete, von keiner Regierung beschränkte «wachsende Zahl der Autos, Flugzeuge, Fernsehgeräte und anderer lärmender Produkte der modernen Gesellschaft. Wenn die Bevölkerung weiterhin mit der derzeitigen Beschleunigung anwachsen sollte, werden Zurückgezogenheit und Entrinnen von der Menge und dem Lärm der höchste Luxus sein», lautet ein Stoßseufzer aus Aberdeen. «Die wachsende Bevölkerung ist eine größere Bedrohung unserer Zeit als viele Dinge, denen die Regierungen ihre Hauptaufmerksamkeit schenken wie zum Beispiel, was mit Berlin geschehen soll, oder wer zuerst jemanden auf den Mond bringen kann.»

Eindringend mahnt uns der Prophet aus dem Norden:

Sucht das Wesentliche und tut es!

**John Boyd Orr**



**MENSCHEN, die uns beherrschen oder leiten –**  
 Kennst du sie? – Du willst sie kennenlernen

Denn du willst ihnen helfen oder – widerstehen

Der Band	<b>VON HAMMARSKJÖLD ZU GUISAN</b>	zeigt:
☉ <b>Dag Hammarskjöld</b>	Verhandeln – Vermitteln – Versöhnen! Die Vereinten Nationen in Stille und Sturm	
☉ <b>Philip Noel-Baker</b>	Allen Rückschlägen zum Trotz glaubt der Kenner des «Wettlaufs der Waffen» an das Abrüsten	
☉ <b>Frank Buchman</b>	} Drei Helfer	«Stark, unüberwindlich, macht uns moralische und geistige Aufrüstung durch Ehrlichkeit . . . und Hingabe
☉ <b>Père Pire</b>		Heimat für die Heimatlosen! – ein unerlässlicher Schritt für ein Europa des Herzens, eine Welt des Herzens
☉ <b>John Boyd Orr</b>		Brot für die Hungernden – zwei Drittel der Menschen! Nicht durch Almosen – durch Hilfe zur Selbsthilfe!
☉ <b>Pierre Ceresole</b>	Tapferkeit im Feld hat Staaten geschaffen – und zerstört Tapferkeit ohne Hass sichert neuen Aufbau	
☉ <b>Leonard Cheshire</b>	Der kühne Bomber-Held sieht den Atomblitz über Nagasaki – und wird zum Held der Menschlichkeit	
<b>General Guisan</b>	Durch treues Wachestehen hilft uns der Oberbefehlshaber mitten im Völkerringen den Frieden bewahren	

Der Band	<b>FLIEGEN UND PFLÜGEN</b>	nennt:
☉ <b>Hermann Geiger</b>	Keine Akroatenflüge zu eigenem Ruhm! Verwegene Flüge zur Rettung von Menschen in den Bergen	
☉ <b>Alois Günthart</b>	Trotz Hüftgelenk-Entzündung will er Bauer werden Wie Chlijogg wird er Bahnbrecher für Landwirtschaft und Brüderlichkeit	
☉ <b>David Ben Gurion</b>	Aus Unterdrückung und Verbannung in Polen – zur Schaffung des alt-neuen Staates Israel!	
☉ <b>Vinoba Bhawe</b>	Als Nachfolger von Mahatma Gandhi führt er die hungern- den Inder zur Pflege des Bodens und der Seele	
<b>Antoine de St-Exupéry</b>	«Nachtflug!» – nach Feuerland! – Absturz in die Wüste! Abenteuer mit dem «Kleinen Prinzen»	

Die mit ☉ bezeichneten Lebensbilder erscheinen auch einzeln (wie die SJW-Hefte)

☉ <b>Fridtjof Nansen</b>	I. Vorwärts zum Nordpol! II. Vorwärts zur Nächstenliebe!
☉ <b>Albert Schweitzer</b>	Der Urwald-Doktor
☉ <b>General Dufour</b>	Der beste Schweizer Soldat
☉ <b>Emil Huber</b>	«Sie fährt elektrisch»
☉ <b>Max Huber</b>	Ein Schweizer im Dienste der Menschheit
	sowie die Hefte
☉ <b>Fritz Wahlen</b>	Auf Besuch in Rom (bei der FAO)
☉ <b>Ernst Kreidolf</b>	Bewegte Jahre des Märchen-Malers und -Dichters
☉ <b>Albert Anker</b>	Erst Mensch, dann Maler

**Ganze Bücher**

- **SCHWARZE IN USA** Von General Armstrong zu Louis Armstrong, zum «schwarzen Gandhi» King und Friedestifter Bunche
- **JAWAHARLAL NEHRU** Von den Indern unjübel – von den Weissen getadelt – der einzige **Demokrat im Osten**
- **FRITZ WAHLEN SPRICHT** «Plan Wahlen für die Schweiz» bewahrt uns vor Hunger  
«Plan Wahlen für die Menschheit» wird Welthunger besiegen
- **HABT DANK, IHR FRAUEN** Von der Putzfrau zur Helferin Regina Kägi und zur «Flüchtlingsmutter» Gertrud Kurz
- ☉ Churchill ☉ Roosevelt ☉ Herman Greulich ☉ Emil Huber ☉ Escher v. d. Linth  
☉ Albert Einstein ☉ Mahatma Gandhi

Zu beziehen: SJW-Hefte in allen Schulhäusern und beim SJW-Verlag Zürich

☉ bei Humbert Brigati, Kleinalbis 70, Zürich 3/45

● auch in allen Buchhandlungen